

N 3412 F

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Theologie für den Menschen?

Pater Jos. Kentenich  
Elite und Masse (II)

Prälat Jos. Schmitz  
Das Heil der Völker in der Hand  
der Frau

E. Monnerjahn  
Zeugnisse der Treue in der  
Verfolgung

Zur Großwetterlage der Kirche

Menschliche Identität als wahre  
Humanität

11. Jahrgang

Heft 3

Juli 1976

## Inhalt:

**Theologie für den Menschen 97**

Pater Jos. Kantenich

**Elite und Masse (II) 101**

Prälat Jos. Schmitz

**Du hast das Heil der Völker in die  
Hand der Frau gegeben 109**

Engelb. Monnerjahn

**Zeugnisse der Treue in der  
Verfolgung 121**

**Blick in die Zeit 134**

Zur Großwetterlage der Kirche

Menschliche Identität als wahre Humanität

**Buchbesprechungen 141**

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn  
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

## Theologie für den Menschen?

Über Hans Küngs im Herbst 1974 erschienenes Buch „Christ sein“ ist, wie nicht anders zu erwarten war, eine engagierte Diskussion in Gang gekommen. Elf namhafte Theologen aus dem deutschen Sprachraum haben Anfang dieses Jahres ihre kritischen Stellungnahmen zu „Christ sein“ in einem Bande vereinigt und der Öffentlichkeit übergeben (Diskussion über Hans Küngs ‚Christ sein‘. Mit Beiträgen von H. U. von Balthasar, A. Deissler, A. Grillmeier, W. Kasper, J. Kremer, K. Lehmann, K. Rahner, J. Ratzinger, H. Riedlinger, Th. Schneider, B. Stoeckle. Mathias Grünewald-Verlag Mainz). Ihnen hat inzwischen Hans Küng in der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 22. Mai geantwortet, unterstützt durch Artikel von Kollegen wie Ludger Oeing-Hanhoff in der „Deutschen Zeitung“ und von Josef Blank in der „Welt am Sonntag“.

Unsere Zeitschrift hat sich bisher insgesamt dreimal mit „Christ sein“ befaßt: in einer Rezension des Buches im Aprilheft 1975 (S. 93–94), in dem Beitrag „Aus Exegese und Dogmatik“ in der gleichen Nummer (S. 51–66) und in dem Artikel „Wende in der Christologie?“ in der Januarnummer des laufenden Jahres.

Wenn wir an dieser Stelle noch einmal darauf eingehen, so deshalb, weil die Sache es erfordert. Die gesamte Entwicklung der katholischen Theologie nach dem Konzil scheint uns mit „Christ sein“ an einem entscheidenden Punkte angelangt zu sein. Nach Klärung der Fragen, die das Buch gewollt und ungewollt aufwirft, dürfte in der theologischen Landschaft der Kirche vieles klarer geworden sein.

Wenn der Gründer Schönstatts noch lebte, so würde er, um eine Äußerung zu der Kontroverse gebeten, zunächst höchst wahrscheinlich nicht zu dieser oder jener Einzelaussage von „Christ sein“ Stellung nehmen, sondern die Anregung geben, über die Voraussetzungen nachzudenken, von denen Küng in seinem Buche ausgeht, und zwar besonders über die Voraussetzungen, die für ihn selbstverständliche Grundannahmen sind und deshalb auch nicht weiter oder nicht hinreichend bedacht werden.

In der Tat: Bei wissenschaftlichen Abhandlungen geschieht es häufig, daß die entscheidende Weichenstellung bereits vor der ersten Zeile vorgenommen wird, sie wird im Vorfeld getroffen, sie ist in Auffassungen und Meinungen enthalten, die im Buche selbst gar nicht mehr zur Sprache kommen.

Eine Voraussetzung, mit der Hans Küng in „Christ sein“ in solch selbstverständlicher Weise operiert, lautet: Theologie muß Theologie für den Menschen sein! Seine Replik in der Frankfurter „Allgemeinen“ gipfelt geradezu in dem Vorwurf an seine Kritiker, daß sie „Professorentheologie für Theologieprofessoren“ treiben, „eine Theologie im Elfenbeinturm ohne positiven Ertrag“, „nicht für heutige Menschen und ihre Probleme, sondern für Theologen und ihre binnentheologische Nöte“. Ihm dagegen ging und geht es „vor allem um die für heute ausgelegte Schrift, den lebendigen Christus, praktisches Christsein“, und er stellt die Frage, ob es nicht sinnvoller wäre, „statt in negativer Abwehr und Bewahrung zu erstarren, gemeinsam sich um bessere theologische Antworten für die Menschen von heute zu mühen“. Entsprechend hatte Küng schon in „Christ sein“ betont: Im Mittelpunkt des Christentums steht der Mensch! Das Christentum ist Humanismus, und zwar schon von der Absicht Gottes her: Die Sache, um die es Gott im Christentum zu tun ist, ist der Mensch, der Vorteil des Menschen, seine Größe und Würde, sein Wohl (S. 241). Jesus von Nazareth ist der Anwalt dieses göttlichen Humanismus, sein Prototyp und der für seine Verwirklichung „konkret Maßgebende“ und eben deshalb „der Christus“. Darum kann auch christliche Theologie nichts anderes als „humanistische Theologie“ sein, Theologie, die auf den Menschen ausgerichtet ist (und nicht so sehr etwa auf Verehrung Gottes), Theologie im Dienste des Menschen.

Was ist zu dieser Voraussetzung, dieser selbstverständlichen Grundannahme Küngs zu sagen? Was würde der Gründer Schönstatts zu ihr sagen?

Er würde zunächst einmal zustimmen. Eine Theologie, die ihren Zweck einzig in sich selber sieht, die ihre Hingeordnetheit auf die Seelsorge vergißt, konnte nicht auf seinen Beifall rechnen. Pater Kentenich war ja dafür bekannt, daß er seine eigene Arbeit als Lehrer des christlichen Lebens immer von den Menschen, die sich ihm anvertrauten oder die ihm anvertraut wurden, von ihrer Situation und Verfassung, von ihren Fragen und Nöten inspirieren ließ und auf sie ausrichtete. Darum lauschte er mit höchster Sorgfalt und Meisterschaft auf das, was er Seelen- und Zeitstimmen nannte. Christlicher Humanismus war als Aufgabe einer der bedeutenden Leitsterne seines Wirkens. Auch für ihn war das Heilswerk Gottes in einem tiefen Sinne anthropozentrisch und darum humanistisch: „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist Er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen von der Jungfrau Maria.“

An diese Zustimmung hätte Pater Kentenich sodann einige Fragen geknüpft. Die Frage zum Beispiel, was mit „Theologie für den Menschen“ genauer



*gemeint ist und gemeint sein kann. Bedeutet das „für den Menschen“, daß der Mensch, und zwar der konkrete Mensch, der Mensch einer bestimmten geschichtlichen Situation und Epoche, mit seinen Bedürfnissen und Nöten, mit seinem Fassungsvermögen und seinem Verständnishorizont, zum Maßstab, vielleicht sogar zum alleinigen Maßstab der Theologie wird? Bei Küng scheint vor allem das Zweite zuzutreffen: Der moderne rationalistisch-naturwissenschaftlich eingestellte Mensch rückt in die Rolle eines Kriteriums der Theologie ein. Küngs theologische Arbeit zielt nicht nur darauf, diesem modernen Menschen die Offenbarung zu erschließen und verständlich zu machen; unter der Hand wird die Offenbarung auf den Verständnishorizont dieses Menschen reduziert. Dabei gerät die Tatsache aus dem Blick, daß die Theologie in der Hl. Schrift selbst ein Kriterium hat, das vor allen anderen beachtet werden muß, und dieses Kriterium heißt: Die Theologie muß der ganzen Hl. Schrift verpflichtet bleiben, und zwar um des Menschen willen.*

*Niemand weiß so gut wie der Schöpfer des Menschen, der menschenfreundliche Gott, wessen der Mensch wirklich bedarf, und wenn er dem Menschen die „gute Nachricht“ zukommen läßt, so ist von vorneherein anzunehmen, daß sie gerade darüber nicht schweigt. Deshalb gilt für den Verkünder auch das „Ob gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4, 2). Er muß die Frohe Botschaft auch dann verkünden, wenn von seiten der Menschen kein Bedürfnis artikuliert wird (vgl. Apg 4, 20). Er muß auch das verkündigen, was die Menschen nicht hören wollen, weil es nicht zu ihrem Verständnishorizont paßt oder ihr Fassungsvermögen übersteigt (vgl. Apg 17, 32; Joh 6, 60).*

*Nicht zuletzt aber hätte Pater Kenterich die Frage nach dem anthropologischen Leitbild, nach dem Menschenbild gestellt, auf das keine Theologie verzichten kann, die tatsächlich „Theologie für den Menschen“ sein will. Von Pater Kenterich wissen wir, welchen Wert er auf die Herausarbeitung des christlichen Menschenbildes legte. Unzählige Male hat er sie vor immer neuer Zuhörerschaft unternommen und seiner Gründung tief eingepreßt.*

*Welches Menschenbild liegt „Christ sein“ zugrunde?*

*Da ist gleich am Anfang die Rede, daß der Mensch von heute vor allem Mensch sein wolle: „Kein Übermensch, freilich auch kein Untermensch. Ganz Mensch in einer möglichst menschlichen Welt“ (S. 18). Dabei gewinnt man den Eindruck, daß Küng dieses Selbstverständnis des heutigen Menschen sehr sympathisch findet und daß sein Menschenbild sich etwa in die Formel kleiden ließe: der menschliche Mensch (in Anlehnung an die „weltliche Welt“). In die gleiche Richtung weist die Ablehnung eines Ur- und Grund-Satzes christlicher Theologie: „Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde“ durch die rhetorische Frage: „Will aber heute noch ein*

vernünftiger Mensch Gott werden?“ „Unser Problem heute ist heute nicht so sehr die Vergöttlichung, sondern die Vermenschlichung des Menschen“ (S. 433).

Gegenüber einer solchen zunächst bestrickenden Formulierung muß man wohl in aller Nüchternheit die Frage stellen: Kann man den Menschen überhaupt so definieren? Und ist Vermenschlichung des Menschen tatsächlich ein Ziel, das er unter Ausschluß seiner Vergöttlichung zu erstreben vermag? Man denkt auch an das tiefe Wort von Jacques Maritain: „Vom Menschen nur Menschliches verlangen, heißt ihn zugrunde richten.“ Übersieht die Definition vom „menschlichen Menschen“ nicht, daß nach Pascal der Mensch den Menschen unendlich übersteigt? Bringt im übrigen — und das ist die Frage, die man einem Theologen stellen muß — die Formel vom „menschlichen Menschen“ und seiner „Vermenschlichung“ das Wesentliche dessen zum Ausdruck, was die Hl. Schrift über den Menschen sagt?

Es fällt auf, daß in „Christ sein“ alle jene Aussagen des Neuen Testaments unbeachtet bleiben, die vom „neuen Sein“ des Menschen, dem „Sein in Christus“, von der „neuen Schöpfung“, vom Hineingenommenwerden des Christen in eine neue Dimension des Lebens, in ein neues Verhältnis zu Gott sprechen. In der zusammenfassenden Schlußformel des Buches wird der Bezug des Menschen zu Christus sehr bezeichnend nur mit dem Worte „Nachfolge“ charakterisiert. Nicht, als ob Nachfolge wenig wäre! Die Schrift kennt jedoch, um die Beziehung des Christen zu Christus zu bezeichnen, nicht nur die Kategorie der Nachfolge. Sie spricht vom Haupt und vom Leibe (Kol 1, 18; Eph 1, 22), vom Weinstock und den Reben (Joh 15), vom lebendigen Eckstein und den lebendigen Steinen (1 P 2, 4 f), von der Wohnung Gottes im Geiste, in die die Gläubigen in Jesus miteingebaut werden (Eph 2, 20), davon, daß die auf Christus Getauften Christus angezogen haben (Gal 3, 27). Sie lehrt, daß die Taufe Hinübergang zu einem neuen Leben ist: „Wir sind also durch die Taufe auf seinen Tod mit ihm begraben, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, so auch wir in einem neuen Leben wandeln“ (R 6, 4). Gott geht es dabei um „Sohnschaft“ (Eph 1, 5): daß wir nicht nur Kinder Gottes heißen, sondern sind (1 Joh 3, 1). Aber genau diese christlichen Grundwirklichkeiten, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als „die Kirche in den Seelen erwachte“ (Guardini), als Christusgliedschaft und Gotteskindschaft neu entdeckt worden waren, spielen für das Menschenbild von „Christ sein“ keine Rolle mehr. Bedarf aber der Mensch, um wahrhaft Mensch zu sein, nicht der „Vergöttlichung“, die durch Christusgliedschaft und Gotteskindschaft bezeichnet wird? So daß der in Christus der „göttlichen Natur teilhaftig“ (2 P 1, 4) gewordene Mensch der am meisten menschliche Mensch wäre? So

jedenfalls hat Pater Kentenich es gesehen, wenn er zu sagen pflegte, daß der wahrhaft übernatürliche Mensch auch der natürlichste sei.

In „Christ sein“ wird, so scheint es uns, vom Standpunkt der philosophischen Anthropologie wie auch von der Hl. Schrift her, ein verkürztes, verarmtes Menschenbild vorausgesetzt und zugrunde gelegt. Von der Größe und Würde des Menschen, freilich auch von seiner Größe und seinem Elend, ist im Grunde nichts zu spüren. Es ist ein ziemlich flaches, mittelmäßiges Menschenbild, das „Christ sein“ zeichnet. Dabei dürfte es eine Frage sein, ob mit dem „menschlichen Menschen“ tatsächlich das Selbstverständnis des modernen Menschen getroffen ist. Erscheinungen wie die Meditations- und Pfingstbewegungen, die großen Zulauf haben, sprechen eine andere Sprache.

## Elite und Masse (II)

Von Pater Jos. Kentenich

Wir wollen die Schule des Heilandes besuchen und dort studieren, wie man im einzelnen die Elite und wie man die Masse anfassen muß, um die Praxis des Vatergottes richtig zu verstehen und nachzuahmen.

Zunächst ist festzustellen, daß der Welterlöser ungeachtet zartester Ehrfurcht vor der Majestät der Einzelpersönlichkeit und persönlicher Interessiertheit an jeder Einzelseele, für die er sein Blut vergossen hat, sich bei der Erfüllung seiner Sendung genau an das bedeutsame Gesetz hält („Durch Elite zur Masse“). Newman sieht unter diesem Gesichtspunkt die ganze öffentliche Tätigkeit des Heilandes. Klar und deutlich stellt er fest: „Christus vertraute sein Evangelium nicht der Menge an. Ja, wir dürfen sagen: es wäre ein Bedenken gegen die göttliche Sendung gewesen, wenn er das getan hätte.“ Einen Grund für diese schwerwiegende Behauptung gibt Newman an einer anderen Stelle an. Er sagt: Es ist schon im allgemeinen ein charakteristischer Zug der göttlichen Vorsehung, die Wenigen zu Kanälen seiner Gnade für die Vielen zu machen. Er beruft sich also auf das unabänderliche Gesetz der göttlichen Weltregierung. So ist der folgende Kerngedanke vorbereitet. Newman fährt fort:

„Was war der Hauptzweck seines ganzen öffentlichen Lebens anders, als die Auswahl und die Absonderung jener aus und von der Menge, welche geeignete Träger seiner Wahrheit werden sollten? Als er das

Land auf und ab wieder und wieder durchzog, durch Galiläa und Judäa, prüfte er die Geister der Menschen und die niederen verwerfend, die ihn ‚mit den Lippen ehrten, während ihr Herz fern von ihm war‘, wählte er in besonderer Weise zwölf. Die Menge schob er einstweilen als ein ehebrecherisches und sündiges Geschlecht zur Seite, einen letzten Versuch mit ihr sich vorbehaltend, wenn der Hl. Geist herabkommen würde. Die Zwölf aber zog er sofort an sich und lehrte sie. Dann siebte er sie, und einer fiel fort; die Elf kamen durch, aber wie durch Feuer. Für diese Elf stand er in besonderer Weise auf von den Toten. Er erschien ihnen und lehrte sie vierzig Tage lang; denn in ihnen sah er die Frucht seiner Mühen und freute sich: in ihnen ‚sah er seinen Samen, er verlängerte seine Tage und die Freude des Herrn gedieh in seiner Hand‘. Sie waren seine Zeugen, denn die Liebe zur Wahrheit besaß ihr Herz. ‚Ich habe euch auserlesen‘, so sprach er zu ihnen, ‚und euch gesetzt, daß ihr gehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe...“

Es ist tatsächlich recht aufschlußreich, mit welcher Sorgfalt sich der Herr der Erziehung seiner erlesenen Elite gewidmet hat, ohne deswegen das Volk zu verachten und sich selbst zu überlassen. Er tut es nicht nur vor, sondern auch nach seiner Auferstehung in einer Weise, als hinge von dieser Elite das Heil der Welt ab. Nichts ist ihm dabei zuviel, weder Zeit noch Kraft. Alles dient der einen großen Aufgabe. Die Apostelgeschichte hebt eigens hervor, daß der Erlöser sich nach seiner Auferstehung „nicht dem ganzen Volke, sondern den von Gott vorherbestimmten Zeugen zeigte: uns, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben“. Um vierzig Tage verschob er also seine Himmelfahrt und widmete sich während dieser Zeit nicht der Masse, sondern ausschließlich der Erziehung und Ausstattung seiner Elite. Es ist fast so, als interessierte ihn diesmal das Volk, an dem er doch hing und das er in jedem einzelnen erlösen wollte, nicht mehr unmittelbar. Rein menschliches Klügeln steht zunächst ratlos vor solcher Handlungsweise. Es fragt sich willkürlich: Warum so und nicht anders? Warum hat er sich nicht triumphierend seinen Feinden geoffenbart und sie durch das Übergewicht seiner Persönlichkeit, durch die Souveränität seiner Macht und Herrlichkeit innerlich gewandelt und bekehrt? Warum ist er nicht in Macht und Herrlichkeit der Masse erschienen; warum hat er die vierzig Tage nicht benutzt, um Tag und Nacht zu predigen und Wunder über Wunder zu wirken und so eine Massenbewegung ins Leben zu rufen? Warum hat er sich nicht in seiner Glorie gezeigt, wie die Hl. Schrift es von seiner zweiten Ankunft am Ende der Zeiten schildert, wo das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint, so daß sie „ihn anschauen müssen, ihn, den sie durchbohrt haben“, ihn, der nun als Richter über Lebende und Tote da-



steht? Warum hat er es nicht gemacht wie die Fürsten dieser Welt, wie zumal die Diktatoren aller Zeiten, die jeden Sieg zur Massenpsychose gebrauchen und so Völker willenlos in ihren Bann ziehen?

Eine Antwort mag uns sofort auf die Lippen kommen: Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Deshalb vollzieht sich Auf- und Ausbau und Regierung nach anderen Gesetzen. Auch eine zweite Entgegnung geht uns ohne weiteres ein: Es lag nicht „im Plane“ des Vaters, daß der Heiland jetzt schon als Richter auftrat. Das ist erst für das Ende der Welt vorgesehen. Die dritte Erwiderung liegt in der Psychologie der Masse. Masse ist und bleibt allezeit wankelmütig, unzuverlässig, unfähig für eine große unmittelbare Sendung. Immerdar folgt auf das Hosianna von heute das Crucifige von morgen. Was gestern angebetet wurde, wird etliche Stunden nachher verbrannt, um übermorgen vielleicht wieder zum Leben erweckt und auf den Thron erhoben zu werden. Masse bleibt Masse. Sie wird es um so mehr werden und bleiben, je bewußter, zielstrebig und systematischer sie in den Zustand der Vermassung hinab- und hineingeschleudert und dort festgehalten wird. So erklärt sich das alte klassische Wort vom „stultum vulgus“, d. h. von der blöden und verblödeten, käuflichen und verkäuflichen Masse. Wer mit ihr zu tun hat, muß ihre Eigenart, muß ihre Gesetzmäßigkeiten und Grenzen kennen — nicht um sie in ihrem Zustand zu belassen, sondern um ihr Rechnung zu tragen und um sich vor Fehlgriffen und Enttäuschungen zu hüten und sie wirksam emporführen zu können. Er muß um ihre seinsgemäße innere Hinordnung zur Elite wissen und sich der Elite gerade im Interesse der Masse genügend widmen. Die Elite darf sich nicht hermetisch abschließen. Wie die Masse auf sie, so muß sie seins- und lebensmäßig auf die Masse hingebunden sein und dafür erzogen werden. So verlangt es das Gesetz: Ordo essendi est ordo agendi. So hat es der Herr zu Lebzeiten den Seinen vorgemacht.

Newman setzt sich lichtvoll und anregend mit dem angeschnittenen Problem in seiner Predigt auseinander. Er studiert es und stellt es anhand der Führertätigkeit des Gottmenschen dar. Wir freuen uns, daß wir uns auf ihn berufen und so unsere Auffassung mit der seinen decken können. Darauf kommt es ja diesmal an: den kirchlichen Charakter unserer Anschauungen durch solche Hinweise einwandfrei feststellen zu lassen. Wer nicht selbständig im Denken ist, dürfte zudem innerlich ruhig und beruhigter sein, wenn neuartige Ideen sich aus der Vergangenheit belegen und so als orthodox nachweisen lassen . . . Das gilt vor allem, wenn die Auffassungen bereits Leben geworden sind, wie in diesem Falle, wo wir an unsere Elitegemeinschaften denken, denen wir jahrzehntelang nach dem Vorbild des Heilandes die sorgfältigste Pflege angedeihen ließen, die wir stets nach dem

Prinzip geführt haben: *Sint ut sunt, aut non sint!*, denen wir auch heute, wo man sie in ihrem Wesenskern verfälschen und bis ins Mark schwächen möchte, dieselbe Parole zurufen. Wir tun es in ihrem Interesse, tun es aber auch im Interesse der anderen Gliederungen, die von ihnen beseelt und getragen werden und an deren Schicksal teilnehmen.

Newman stellt die Frage: „Warum zeigte sich unser Heiland nach seiner Auferstehung nicht allem Volke, sondern nur den von Gott aufgestellten Zeugen?“ Er antwortete kurz und knapp: „Weil das das wirksamste Mittel war, seine Religion über die ganze Erde zu verbreiten.“

Der Erlöser wollte seine Frohbotschaft der ganzen Welt mitteilen. Alle sollten gerettet werden: alle Individuen und alle Völker. Deshalb gab er den Seinen den Auftrag: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie . . . und lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe.“ Der Auftrag ist unmißverständlich. Es geht um Eroberung und Durchdringung der ganzen Welt und aller Völker sowohl als aller Einzelseelen. Newman will nun nachweisen, daß zur Erreichung dieses weltweiten Zieles lediglich ein vollwirksames Mittel zur Verfügung stand: Sammlung, unmittelbare Erziehung und Sendung einer kleinen Elite.

In seiner gründlichen Art untersucht er erst, was nach menschlichem Ermessen durch die gegenteilige Methode — also durch unmittelbare Erfassung der Massen, durch Erscheinen vor allem Volke und durch Zeichen und Wunder während der vierzig Tage erreicht worden wäre. . . Er antwortet: Nichts Dauerndes und Tiefgreifendes. Und der Grund? So liegt es in der Eigenart der Masse begründet. — Wir wollen ihn selber dazu hören:

„Erwäget nun zunächst, welches voraussichtlich die Wirkung einer allgemeinen Bekundung seiner Auferstehung gewesen wäre. Nehmen wir an, unser Herr habe sich ebenso öffentlich gezeigt wie vor seinem Leiden, hätte im Tempel und auf den Straßen der Stadt gepredigt, hätte das Land mit seinen Aposteln durchzogen und die Menge angelockt, die begierig war, seine Wunder zu schauen. Was wäre die Folge gewesen? Sicher dasselbe, was bislang die Folge gewesen war. Seine früheren Wunder hatten die Massen des Volkes nicht eigentlich ergriffen. Zweifellos hätte auch dieses Wunder das Volk gelassen, wie es war, oder noch härter gemacht. Es wäre gewiß für den Augenblick entsetzt gewesen; aber hätte dieses Entsetzen ein dauerndes sein müssen? Als der Gichtbrüchige auf sein Wort hin plötzlich geheilt wurde, war die Menge voll des Staunens, lobte Gott und sagte voll Freude: ‚Wir haben heute wunderbare Dinge gesehen.‘ Was können sie mehr

sagen als dies, was mehr fühlen, wenn einer von den Toten auferstand? So ward in der Tat die Menge der Menschen noch immer und überall von plötzlicher Furcht, plötzlichem Ernst, plötzlichem Entschließen beeinflußt, die ebenso schnell entchwanden, als sie kamen. Nichts Dauerndes geschah je durch die unerzogene Menschennatur — die aber ist immer der Bildungsgrad der großen Menge. Unbeständig wie Wasser kann sie sich nicht erheben. Heute schreit sie ‚Hosanna‘, um morgen ‚Kreuzige ihn‘ zu rufen. Und wäre unser Herr ihnen erschienen, nachdem sie ihn gekreuzigt hatten, so hätten sie zweifellos noch einmal ‚Hosanna‘ gerufen; und wenn er ihren Blicken sich entzogen hätte, würden sie aufs neue seine Anhänger verfolgt haben. . . . Soviel zur Beantwortung der Frage: Warum zeigte sich Christus nach der Auferstehung nicht dem ganzen jüdischen Volke? Ich frage dagegen: Was wäre der Nutzen gewesen? Einzig ein vorübergehender Triumph über Sünder, deren Gericht der anderen Welt vorbehalten war. Dagegen hätte ein solches Vorgehen den eigentlichen Zweck der Auferstehung, die Verbreitung seines Evangeliums in der Welt, durch seine innigen Vertrauten und Freunde, geschädigt, ja unmöglich gemacht. Und weiter scheint diese Bevorzugung der Wenigen vor den Vielen eine notwendige Forderung der menschlichen Natur selbst gewesen zu sein, da alle großen Taten das Werk nicht einer Menge, sondern des tiefwurzelnden Entschlusses Weniger waren; ja eine Forderung der menschlichen Schlechtigkeit, denn leider ist Volkstümlichkeit kaum für die Sache der Wahrheit zu erwarten. Der Werkzeuge unseres Herrn waren endlich nur wenige, wenn aus keinem anderen Grunde, so darum, weil nicht mehr zu finden waren, da es in dem ‚Israel dem Fleische nach‘ damals nur wenige Israeliten gab, ‚an denen kein Falsch war‘ . . .“

In diesem Falle kamen zur allgemeinen Wankelmütigkeit und Unzuverlässigkeit der Masse eine Anzahl besonders ungünstiger Faktoren.

„Außerdem war das Wunder seiner Auferstehung mehr dem Reden des Unglaubens ausgesetzt als irgendein anderes Wunder, als z. B. die Sättigung der Tausende in der Wüste. Hätte sich unser Herr auch öffentlich gezeigt, so hätten doch nur wenige ihn berühren und sich überzeugen können, daß er es wirklich war. Es wäre der größeren Mehrzahl immer noch offen gestanden, zu leugnen, daß er auferstanden sei. Wir sehen dies deutlich an dem Berichte des hl. Matthäus. Als er auf dem Berge in Galiläa den Aposteln und anderen Jüngern, vielleicht den fünfhundert Brüdern erschien, deren der hl. Paulus Erwähnung tut, da zweifelten einige, ob er es sei. Wie konnte es anders sein?

Sie hatten kein Mittel, um sich zu vergewissern, ob er es wirklich sei, der gekreuzigt, gestorben und begraben war. Andere, die zugegeben hätten, daß es Jesus sei, würden geleugnet haben, daß er gestorben sei. Da sie ihn nicht am Kreuze gesehen, würden sie behauptet haben, er sei herabgenommen worden, bevor er völlig tot war. Diese Annahme wäre eine hinreichende Entschuldigung gewesen für jene, welche sich dem Glauben zu entziehen wünschten. Die Unwissenden würden des Glaubens gewesen sein, einen Geist gesehen zu haben ohne Fleisch und Bein, wie der Mensch sie hat. Sie würden seine Wunder für eine magische Täuschung ausgegeben haben, ähnlich wie es früher die Pharisäer getan, als sie seine Wunder dem Beelzebub zuschrieben. Die Menge wäre damals bei seinem Anblick nicht besser und nicht gottesfürchtiger geworden, so wenig, als sie dies heute bei Erzählungen von Erscheinungen und Wundern wird.

Zweifellos, so wäre es gekommen. Die obersten der Priester wären ganz und gar nicht beeinflußt worden; die Menge aber wäre, so heftig sie wäre für den Augenblick bewegt worden, doch nicht nachhaltig bewegt, daß sie der Welt verkündigt hätte, was sie gehört und gesehen, daß sie das Evangelium gepredigt hätte. Das ist der Punkt, den wir im Auge behalten müssen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der einzige Grund, warum der Auferstandene sich überhaupt zeigte, der war, Zeugen seiner Auferstehung, Prediger seines Wortes, Gründer seiner Kirche zu haben; und wie hätte der Natur der Dinge nach je eine Menschenmenge dies alles werden können?“

Wir wollen uns die hier berührten Gedanken tief einprägen. Später ... kommen wir darauf zurück. Sie können uns dann gute Dienste tun und tiefere Einsicht in die wundersame Führung unserer begnadeten Familie vermitteln.

Man übersehe auch nicht die starke Hervorhebung der inneren Beziehungen zwischen Herz und Kopf beim Glauben, oder das Verhältnis zwischen Liebe und Glaube, zwischen *fides informis* et *fides caritate formata* (= „toter“ Glaube und liebebeseelter Glaube) und freue sich im Interesse des Vorsehungsglaubens über das große Geschenk der *Inscriptio*, die sich mit einer bloßen Willenseinheit zwischen göttlichem und menschlichem Willen nicht zufrieden gibt, die zu einer vollkommenen Herzensverschmelzung hinstrebt.

Newman geht dann zu einer positiven Darstellung seiner Behauptung über. Erst stellt er fest, daß in diesem Falle nur ganz wenige brauchbare Werkzeuge zur Verfügung standen.



„Wie ich schon eben bemerkte, war es, um ein Zeuge der Auferstehung sein zu können, notwendig, unsern Herrn vor seinem Tode aufs genaueste gekannt zu haben. Dies war bei den Aposteln der Fall. Dies allein aber genügte noch nicht. Es war außerdem erfordert, daß sie sicher waren, er selbst sei es, er, den sie früher gekannt hatten. Ihr erinnert euch, wie er selbst sie ermahnte, ihn zu berühren, damit sie seiner Auferstehung sicher wären und sie bezeugen könnten. Das ist auch in den Worten meines Vorspruches angedeutet: ‚Den von Gott vorherbestimmten Zeugen, uns, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er von den Toten auferstanden war. . . .“

Sodann wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Herr für die Fortsetzung seiner Sendung nur innerlich ganz ergriffene Werkzeuge gebrauchen konnte und daß für solche Haltung immer nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Menschen geeignet und geneigt ist:

„Auch waren sie nicht bloß berufen, ihn zu kennen, sondern der Gedanke an ihn sollte ihrem Geist so eingepägt werden, daß er die einzige leitende Idee in ihrem ganzen künftigen Leben bilde. Menschen aber sind nicht leicht dazu zu bringen, daß sie treue Kämpfer für irgend eine Idee sind. Nicht nur die Menge ist veränderlich; selbst die besten Menschen lassen nach, wenn sie nicht zu ihrem Werke getrieben, in demselben gefördert, für dasselbe erzogen werden. Die unerzogene Natur kennt keine Grundgesetze.

Es scheint also, daß unser Herr seine Aufmerksamkeit den Wenigen schenkte, weil, wenn die Wenigen gewonnen sind, die Vielen folgen werden. Diesen Wenigen nun zeigte sich unser Herr wieder und wieder. Diese richtete er auf, diese stärkte, warnte, begeisterte er. Er bildete sie um nach sich, damit sie sein Lob verkündeten. Die ersten Worte der Apostelgeschichte veranschaulichen uns dies sein gnädiges Walten über die Apostel, ‚welchen er nach seinem Leiden als lebendig sich darstellte durch viele Beweise, indem er vierzig Tage hindurch ihnen erschien und vom Reiche Gottes redete‘. Erwäge demnach, wenn wir diese Frage in aller Ehrerbietung stellen dürfen, welche von beiden Möglichkeiten auch rein menschlicher Weisheit gemäß der geeigneteren Weg war, Prediger des Evangeliums für alle Völker der Erde heranzubilden, die Kundmachung der Auferstehung vor dem ganzen jüdischen Volke oder die private Vergewisserung von derselben für die Wenigen?“

Endlich wird zu der Frage, ob nicht beide Wege hätten gleichzeitig mit Erfolg unmittelbar beschritten werden können, deutlich eine verneinende Antwort gegeben:

„Vergeßt auch nicht, daß, soweit wir sehen können, die beiden Möglichkeiten miteinander unvereinbar waren. Denn jene Vorbereitungszeit in Gebet, Betrachtung und Unterweisung, welche die Apostel vierzig Tage hindurch unter der persönlichen Leitung des Herrn durchmachten, wäre für sie niemals gewesen, was sie war, hätten sie ihm von Ort zu Ort folgen und sich in das unruhige Getriebe der Welt mischen müssen.“

Newman ist mit dieser Antwort noch nicht zufrieden. Sein bohrender Geist gräbt tiefer, um größere Zusammenhänge besser durchdringen zu können. Er erinnert sich daran, daß des Herrn Gefolgschaft Zeuge der Wahrheit sein sollte, daß aber die Mehrzahl der Menschen diese hehre Tochter Gottes wie eine verkäufliche Dirne behandelt, daß sie schwankenden Rohren gleicht, die sich vom Wind der Meinungen willen- und charakterlos hin- und hertreiben läßt. Er weiß, daß im Augenblick der Gefahr nur ganz wenige fähig und bereit sind, nicht nur durch das Wort, sondern auch durch ihr Blut von der Wahrheit Zeugnis abzulegen. Das beweist die Lebensgeschichte des Herrn, das beweist die Kirchengeschichte und die Geschichte der religiösen Gemeinschaften zur Genüge. Zu Anfang der Revolution des Nationalsozialismus fragte Kardinal Faulhaber einen Bundespriester, der ihm über Schönstatt Aufklärung gab: „Fürchten Sie denn nicht in der verworrenen Zeit Verräter in den eigenen Reihen, wie es solche in der Kirche zu allen Zeiten in gefährlicher Situation gegeben hat?“ Die zuversichtliche Antwort lautete: „Nein, davor haben wir keine Furcht, die Gottesmutter sorgt dafür, daß sich in unseren Reihen keine Abbilder des ‚Mannes mit den dreißig Silberlingen‘ finden.“ Die folgende Entwicklung hat dem Bundespriester Recht gegeben. Wie wird das Urteil am Schlusse der jetzigen Auseinandersetzung lauten?

.....

Newman liebte die Wahrheit leidenschaftlich. Deshalb fand er den Weg zur Kirche, deshalb ging er auch ruhig und gelassen innerhalb der Kirche seinen Leidensweg, deshalb hatte er ein feines Organ für das Schicksal der Wahrheit und der Zeugen der Wahrheit. Er schreibt:

„Bedenkt noch einen anderen Grund, weshalb die Zeugen der Auferstehung nur wenige an Zahl waren: weil sie nämlich auf Seiten der

Wahrheit standen. Sollten die Zeugen wirklich solche sein, welche die Wahrheit in der Tat liebten, ihr in der Tat gehorchten, dann konnten ihrer nicht viele sein. Die Sache Christi war die Sache des Lichtes und der Religion, deshalb mußten ihrer Verteidiger und ihrer Diener notwendig nur wenige sein. Es ist ein altes Sprichwort, das selbst die Heiden kannten, daß die Menge schlecht ist.“

Aus dem Ganzen ergeben sich zwanglos zwei gewichtige Folgerungen für unsere Elite. Erstens: Wappne Dich gegen die Gefahr der Vermassung. Was wir an anderer Stelle über Personalisierung und Familiarisierung des Christentums im Zusammenhang mit seiner Entterritorialisierung gesagt haben, erhält hier eine neue Beleuchtung und starken Antrieb. Zweitens: Darfst Du Zeugnis für die Wahrheit ablegen, so mache Dich auf einen langen und dornenreichen Kreuzweg gefaßt. Wahrheit und Wahrheitszeuge teilen dasselbe Schicksal.

Beide setzen sich unter endlosen Geburtswehen langsam, aber sicher durch. Wer bei Schwierigkeiten kapituliert und die Reinrassigkeit in Zielsetzung und Lebensstil verleugnet, hat bereits Zugeständnisse an den Massenmenschen gemacht und damit das Recht auf Zugehörigkeit zu einer Elitegliederung verwirkt.

Wir schließen unsere Untersuchung. Sie hat uns eine solide Grundlage zur Beantwortung der beiden offenen Fragen gegeben: Welche Sendung hat unsere Elite im Rahmen der Vorsehungsbewegung? Und was ist nach der Richtung der tiefere Sinn der augenblicklichen Situation?

(1952)

## **Du hast das Heil der Völker in die Hand der Frau gegeben** (vgl. Judith 16, 5)

Predigt am 19. 3. 1976

Von Prälat Joseph Schmitz

Der heutige Tag ist für uns Familientag. Er vereint uns jedes Jahr in eigener Art in der Gesamtschönstattfamilie um das überzeitliche Haupt, den Vater und gottberufenen Gründer, dem in besonderer Weise der Josefsauftrag für die heutige und kommende Zeit zuteil wurde: „Nimm das Kind und seine Mutter!“

Diesmal erhält dieser Tag wohl eine eigene Note: 50 Jahre besteht die Familie der Marienschwestern; wir können hinzunehmen: 30 Jahre der Verband der Frauen von Schönstatt. Was Kardinal Clemens-August in Münster kurz vor seinem Tode 1946 dem Gründer sagte: „Sie haben viel gewagt in Ihrem Leben“, gilt auch hier. Es war ein Wagnis, wie er später selber sagte, Frauen, die in festem Beruf standen, herauszuholen, um mit ihnen eine neue, ganz neuartige Gemeinschaft in der Kirche zu bilden, für die es noch keine kanonische Form gab. War das wirklich ein Wagnis? Ganz gewiß! Aber offenbar unter Erleuchtung des Heiligen Geistes. Wir dürfen heute sagen: Es war die Führung des Heiligen Geistes, der den göttlichen Gnadeneinbruch am 18. 10. 1914 sich weiter entfalten ließ.

In dem schon öfter von mir herangezogenen Vortrag vom 18. 10. 1929 vor dem Virgo-Mater-Kurs der Schwestern sind drei große Ziele aufgezeigt, von denen der Gründer sagte: Ich sehe das so ganz klar in der Zukunft vor mir. Das erste große Ziel ist die Aufgabe für die Priester und an den Priestern der kommenden Zeit. Das zweite Ziel: die Rettung des wahren Wesens der Frau und dessen Entfaltung in die Zeit hinein. Das dritte Ziel: die Neugestaltung der Gesellschaftsordnung. Hier geht es um das an zweiter Stelle genannte Ziel:

„Ähnlich, wenn auch nicht so stark wie von den Priestern, aber doch in verhältnismäßig großem Ausmaße, hängt das Wohl der Welt von der Frau ab. Und wer die heutige Zeit kennt, der weiß, wie die Frauennatur bis in die tiefste Wurzel angekränkelt und deshalb ins Wanken geraten ist. Wir stehen vor einer neuen Epoche in der Geschichte. Weite und weiteste katholische Kreise sehen das bereits ein. Wenn wir es als Katholiken nicht fertigbringen, den neuen Typ Mensch, den die Neuzeit seit Erfindung der Dampfmaschine hat werden lassen, in die Hand zu bekommen und ihn zu formen, dann verliert die Kirche — menschlich gesprochen — die moderne Menschheit. Wollen wir — wie es sich für eine marianische Bewegung schickt und ziemt — in der Stille, im Hintergrunde bleiben, dann dürfen wir bei Verwirklichung des großen Gedankens vom Schatten des Heiligtums zunächst keine große, blendend in Erscheinung tretende Aktion erwarten. Alles, was gnadengesetzlich sich entfaltet, liebt und sucht die Stille. Das gilt besonders in diesem Falle. Darf ich deutlicher sprechen? Ich ahne, daß all das, was wir in den einzelnen Schwesternkursen bislang an Erziehungsgrundsätzen sorgfältigst erarbeitet haben, das Richtige und Richtungsgebende für die heutige Zeit ist. In der originellen Weise, wie wir uns erziehen, kann auch der neue Mensch, der am Horizont der Zukunft langsam sichtbar wird, innerlich erfaßt und spezifisch christlich geformt werden. Ob Sie verstehen, was ich sagen will? Ich mag mich nicht zu weit vorwagen; ich will nicht alles sagen,



was ich sehe und denke; will aber doch soviel sagen: Wenn wir es fertigbringen, den neuen Typ Mensch nach unserer Weise christlich zu gestalten und innerlich für Gott zu gewinnen, dann haben wir der Kirche den Weg gewiesen, wie sie in der neuen Zeit die Welt zu Christus führen kann. Von hier aus wird verständlich, weshalb wir soviel Gewicht darauf legen, in der Stille zu bleiben und uns nicht so schnell in die Öffentlichkeit hineinzuwagen. Alles Große, alles Tiefe reift in der Stille.

Wir erstreben zunächst den hier gemeinten neuen Menschentyp für Ihr Geschlecht. Ich glaube aber nicht, daß wir damit unsere Sendung erfüllt haben. Die Idee vom Schatten des Heiligtums verlangt mehr von uns. Ich habe die Ahnung, als ob wir später weitergehen müßten, als ob unsere Erziehungsgrundsätze und unsere Erziehungsmethoden auch geeignet wären, den Mann der Neuzeit zu formen und der Kirche zu schenken. Gerade das Gesetz, das wir so stark in den Vordergrund rücken: ‚Freiheit soweit als möglich, Bindung nur soweit als nötig, dafür aber um so mehr Geistpflege‘, ist, so wie ich das sehe, künftig wohl allein fähig, als Dreikönigsgestirn die moderne Menschheit wieder nach Bethlehem zu führen, wo es über dem Stall stehenbleibt, bis alle, die von ihm dorthin geführt werden, niederknien und anbeten. Ich glaube, wenn später gelehrte Fachleute einmal die Zeitgeschichte schreiben, und wir dürfen darinnen lesen, was aus dem kleinen Pflänzchen geworden ist, das hier in das Erdreich gesenkt wurde, und wenn wir wahrnehmen, wieviel Wesentliches von unserem Heiligtum aus zur Rettung der Zeit beigetragen worden ist, dann wundern wir uns, daß wir einfältige und schlichte Menschenkinder die Mitträger dieser großen Erneuerungsbewegung gewesen sind, oder daß so ganz aus der Stille, aus der Einsamkeit scheinbar fast von selber Dinge geworden und gewachsen sind, wonach die heutige Zeit sich sehnt wie der Verdurstende nach dem erfrischenden Wasser. Sie wissen gar nicht, daß und in welchem Maße Sie selber einen ganz neuen Typ Mensch darstellen . . .

Aus allem mögen wir schließen, von welcher großen Bedeutung es ist, daß wir unsere Erziehungsgrundsätze unentwegt festhalten. Freilich ist es gleicherweise von großer Wichtigkeit, daß der liebe Gott uns Schwestern schickt, die die Fähigkeit haben, in der Schwesternerziehung diese Grundsätze erleuchtet anzuwenden. Wenn ich an diese großen Zusammenhänge denke, dann möchte ich Ihnen viel, viel erzählen. Ich will es aber einstweilen doch nicht tun. Will viel lieber die Zukunft sprechen lassen. Sie mag ein letztes Urteil über uns und unsere Erziehungsweise fällen.“

Wenn wir diese Darlegung hören, finden wir bestätigt: Es war ein Wagnis, das der Gründer damals unternahm. Und wieviel Kraft hat er diesem auf-

sprossenden Zweig seiner Gründung in den folgenden Jahren gewidmet in zahlreichen Vorträgen, Kursen, Einführungen, und das neben all den anderen Aufgaben, die er in seiner Sendung zu erfüllen hatte, z. B. bei den Priestern, bei den Pädagogen (Erzieher- und Erziehungsbewegung), bei den Familien. Die Pflanzung der Marienschwestern war und wurde sein Modellfall, an dem sich die anderen Zweige unter Wahrung jeweiliger gottgegebener Eigenart orientieren sollten.

Man hört zuweilen — nicht nur außerhalb unserer Reihen — die Bemerkung: Ist das Schönstattwerk nicht doch zu sehr eine von der Frau her und für die Frau geprägte Bewegung? Manche Gesichtspunkte wären da zu bedenken, z. B. warum etwa das Bild bei größeren Veranstaltungen vielfach in der äußeren Erscheinung mehr von der Frau als vom Mann her geprägt ist. Aber geht es hier dem „Propheten“ für die „Kirche am neuesten Ufer der Zeit“ nicht um etwas viel Tieferliegendes, das ihm ahnend als Ziel aufgegangen ist, das als zündendes Licht in ihm immer größer und stärker wurde, nämlich um die geheimnisvoll tiefe und weite Bedeutung des letzten Wesens aller Weiblichkeit (das Wort hier in seiner metaphysischen Bedeutung gemeint), um die „Ewige Frau“, ähnlich wie man spricht von der „Ewigen Jugend“?

#### I.

Der Hintergrund der geistigen Entwicklung unserer Zeit ist eine ausgeprägt vermännlichte Kultur. In seinem Buch „Die Flucht vor dem Weibe“ hat Karl Stern, Professor in Kanada, diese Frage einmal durch die Geschichte der Jahrhunderte aufgezeigt und kommt zu der Erkenntnis, daß wir in einem ausgeprägt männlichen Zeitalter stehen, das ganz stark in seiner Art mitbestimmt ist von Descartes und seinen Auffassungen. Ida Görres schreibt einmal, dadurch angeregt, in ihrer Weise:<sup>1</sup>

„Unter der Flagge des Aggiornamento, doch ohne sachlichen Zusammenhang mit ihm, es sei denn der neuen Redefreiheit, drängt sich eine auffallende Überbetonung des Masculinen in der Kirche vor (übrigens auch von vielen Frauen bejubelt und nachgeahmt), das einseitige Hochspielen einer Mentalität, die Karl Stern als kartesianische beschreibt: „moderne Wissenschaftsgläubigkeit; der naive und gefährvolle Glaube an die totale Machbarkeit; der Absolutismus der wissenschaftlichen Methode, verbunden mit einer Entwertung der Weisheit, die aus anderen Quellen lebt; ehrfurchts-

<sup>1</sup> Karl Stern: „Die Flucht vor dem Weibe“. Zur Pathologie des Zeitgeistes, Otto Müller-Verlag, Salzburg 1968; ferner: Ida Görres: „Im Winter wächst das Brot“, Johannes-Verlag, Einsiedeln 1971, S. 91 f.

loses Verhalten zum Mysterium; der Geschmack am Organisatorischen, der den Sinn für das Organische überwuchert'. Kein Wunder, wenn diese Mentalität alles, was ihr widerspricht und widersteht, als Mythos, Magie, Aberglauben, Sentimentalität, als infantil und archaisch abtut. Sie stellt eine erstaunliche Flucht vor dem Weiblichen dar, wie es die Stichworte andeuten: Geist des Empfangens, Bewahrens, organisches Wachstum, stille Ehrfurcht, Intuition, Ahnung, Sympathie, Weisheit. Flucht vor dem Weiblichen in der Welt und im Geistbereich, vor allem aber im Manne selbst. Diese Ablehnung kristallisiert, mobilisiert sich im Aufruhr gegen eine der größten weiblichen Gestalten in der Welt, die Kirche, die Mutter Kirche." (Wir dürfen hinzufügen: gegen die Mutter Maria.)

Soweit Ida Görres. Berührt das nicht die Gedankenwelt, die unser Gründer schon Jahrzehnte vorher nicht nur in sich getragen, sondern immer wieder gekündet hat!

1. Hier haben wir eine inhaltstiefe Aussage vor uns.

a. Im tiefsten Wesen ist der Mensch nach dem Bilde Gottes erschaffen und gleicht dem, der seinem Wesen nach Vater ist. „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.“ Die göttliche Allmacht wird unmittelbar als väterlich angesprochen. Vor allem und wesentlich ist Gott der Vater, und erst danach ist er der Schöpfer, Richter und im Mittelpunkt christlicher Hoffnung Retter und Tröster. Das ist er aber eben, weil er Vater ist. Der Mensch gleicht dem, der seinem Wesen nach Vater ist. Die merkwürdige Entdeckung, die uns dann überrascht, ist die Tatsache, daß der Mann nicht in dem Maße über väterlichen Instinkt verfügt wie die Frau über den mütterlichen. Der hl. Thomas meint: Der Mann ist Abbild Gottes in quantum potens, d. h. seiner Schöpfermacht nach, also zunächst als Schöpfer, auctor. Wenn er nur das sieht, wird er leicht einseitig zum Eroberer, Abenteurer, Konstrukteur, zum Macher, der alles manipulieren zu können vermeint. So ist er aber nicht väterlich in seinem Wesen. Die Frau, so meint St. Thomas, ist Abbild Gottes in quantum bonus, also seiner Güte nach.

So muß also die Väterlichkeit Gottes wesentlich gefüllter gesehen werden, als es gemeiniglich geschieht. Wir können sagen: In Gott muß auch wesentlich die Komponente der Mütterlichkeit, also des Weibes, der „Ewigen Frau“ gesehen werden. Auch sie muß im Mann als Gottes Abbild aufstrahlen. Paulus trägt dieser Wahrheit unwillkürlich Rechnung, wenn er in Gal 4 ein Bild der Mutterschaft für geistige Vaterschaft gebraucht: „Ich leide Schmerzen der Geburt um euch, bis Christus in euch sich bilde“.

Hier begegnen wir der Gefahr eines einseitigen Patriarchates. Im Lauf der Geschichte der Menschheit ging der Pendelschlag zwischen Mariarchat und Patriarchat, zwischen allzu einseitig betonter Macht der Frau aus ihrem tiefsten Wesen und dem Patriarchat in der einseitig betonten Männlichkeit, hin und her. In unserem Kulturzeitalter schlägt das Pendel zu Ungunsten des Weibes, der fraulichen Werte aus und läßt damit den gottgewollten Plan mit der Menschheit nicht zur Entfaltung kommen. „Als Mann und als Frau erschuf er ihn.“ So dürfen wir die Genesis-Stelle 1, 27 übersetzen. Der Zusammenhang zeigt, daß es der Hl. Schrift darauf ankommt, die Größe und Würde und das wesentliche Sein des Menschen zum Ausdruck zu bringen, wenn sie dann schreibt: „So schuf Gott den Menschen nach seinem Bild, nach Gottes Bild schuf er ihn, als Mann und als Frau erschuf er ihn“. So muß man wohl aus dem Parallelismus richtig übersetzen. Das will sagen: Mann und Frau zusammen, gemeint vom Wesen des Mannes und der Frau, bilden nach Gottes Plan den ganzen Menschen, „nach seinem Bild“ und „ihm ähnlich“ erschaffen. Wenn das Väterlich-Schöpferische, das auctor esse, zu einseitig gesehen wird, dann erleben wir den faustischen, den prometheischen Menschen: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde, dein zu spotten, Herr“. Wir kennen wohl das sinntiefe Gleichnis, das Paul Claudel einmal anwendet unter dem Bild animus und anima. Darin will er eben dieses Bedeutende aussagen, daß nicht nur der männliche Geist maßgebend ist, sondern die Menschenseele<sup>2</sup>. Ein Protestant schrieb einmal vor Jahren in einem Brief:

„Wir leben heute in einer entgötterten, frostigen Zeit, wir Männer noch viel mehr als die Frauen, denen der Schauer vor dem Heiligen noch im Blute lebt. Und Sie haben schon recht: Für uns Männer ist heute vielleicht der notwendigste Gottesdienst, einen lebenden Wall um die Seele der Frau zu bilden, die sich nicht mehr vor der Vermännlichung schützen kann. Wie aber wollen wir dies, wenn wir nicht etwas im Wesen der Frau als Heilig-

<sup>2</sup> Dr. Rudolf Graber: „Maria im Gottesgeheimnis der Schöpfung — Ein Beitrag zum metaphysischen Wesen des Christentums“, Regensburg 1940, S. 82 f. Darin zitiert er das genannte Gleichnis, wie es Bremond verwandt hat: „Es steht nicht zum Besten in der Ehe Animus und Anima, des Geistes und der Seele. Die Flitterwochen waren bald vorbei, wo Anima das Recht hatte, ganz nach ihrem Belieben zu reden, und Animus ihr mit Entzücken zuhörte. Aber allmählich wird es anders. Anima hat gar bald kein Recht mehr, ein Wort zu sagen; und so schweigt sie denn. Als nun eines Tages Animus unerwartet nach Hause kam, ereignet sich etwas Merkwürdiges. Anima singt ganz allein hinter verschlossener Türe ein Lied, das er nicht kannte, und es gab kein Mittel, die Noten oder die Worte oder den Schlüssel zu finden; ein seltsames und wunderbares Lied. Seither hat er tückisch versucht, sie es wiederholen zu lassen; aber Anima tut, als wenn sie ihn nicht verstünde. Sie schweigt, so wie er sie ansieht. Die Seele schweigt, so wie der Geist sie ansieht. Animus greift nun zu einer List; er richtet es so ein, daß Anima glaubt, er wäre nicht zu Hause. Nach und nach beruhigt sich Anima, sie blickt auf, sie horcht, sie atmet, sie glaubt sich allein, und leise geht sie und öffnet die Tür ihrem göttlichen Geliebten.“



tum anzubeten haben? Virgo Mater, die Reinheit, die sich verschenken kann und doch rein bleibt, und die Mutterliebe, die immer heilig ist, auch noch in der niedrigsten Form: Hier leben Geheimnisse, die in das Wesen Gottes selbst hineinführen. . . Es geht um etwas Bedeutendes: Maria, die Königin des Himmels, die ewige Weisheit, ist die Mutter Kirche. Sie ist ja für den Katholiken auch das himmlische Bild der gottverwandten Menschenseele. Die Seele, sagen wir. Und weil unsere mannstolle Kultur etwas Männliches haben wollte, so schlug sie Königin Seele in Fesseln und setzte den männlichen Geist auf ihren Königssitz. So können wir in unserer Sprache, die ein Spiegel unseres Wesens ist, nur von geistreichen, aber nicht von seelenreichen Menschen sprechen. Wir haben für die männliche Seite des inneren Lebens ein Eigenschaftswort, für die weibliche nicht. Daran aber geht der Mann zugrunde. Denn das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, unserer emanzipierten, protestantischen Kultur, daß in ihr der Mann, der sich selbst sucht, seine Seele verlor. Die Frau droht die ihre erst zu verlieren, seit sie den Weg des Mannes selber gehen und es ihm an Geistreichtum gleichtun will. Man spürt es heute sehr deutlich, daß in unseren Mädchengymnasien kein Marienbild an der Wand hängt<sup>3</sup>."

b. Ebenso wie der Mann muß die Frau als Abbild Gottes richtig gesehen werden. Sie verkörpert das Schöpferisch-Mütterliche in ihrem Wesen. In der Ostkirche gibt es einen Satz in der Liturgie: „Du hast den Sohn ohne Vater geboren, diesen Sohn, den vor der Zeit der Vater ohne Mutter geboren hat“. Hier wird die Geburt des Menschensohnes, des Verbum Divinum incarnatum, aus Maria der Jungfrau in Parallele gestellt zur einzigen Zeugung des Verbum Divinum aus dem Vater: „geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte“. Insbesondere kommt diese Väterlichkeit mit der mütterlichen Komponente im Heiligen Geist zum Ausdruck. Er ist die ewig empfangende und verschenkende Liebe im Schoß des Dreifaltigen Gottes, immer dem Vater und Sohn empfangend zugewandt und wieder als Liebe zu Vater und Sohn zurückströmend. In der Offenbarung göttlichen Wesens nach außen übt der Heilige Geist eine mütterliche Tätigkeit aus. „Der Geist Gottes schwebte über dem Abgrund“ und schaffte aus dem Chaos einen Kosmos. Der Heilige Geist wirkt im menschengewordenen Gottessohn: „Der Geist des Herrn ruht auf mir“. In ihm ist dieser der Gute Hirt. Hüten ist eine mütterliche Funktion: „Wie oft habe ich euch sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein hütet“. Die Chinesen sprechen gern davon: Gott ist Vater und Mutter zugleich. Es wäre reizvoll, einmal solchen Gedanken nachzugehen. Aus solchem Lebensgefühl wird uns klar,

<sup>3</sup> Fr. Benedictus: „Männliche Verehrung der Gottesmutter“ in Friedrich Heiler: „Die Gottesmutter“, München 1951.

<sup>4</sup> Graber, a.a.O.

was John Wu einmal meinte: „Wenn wir Chinesen dem Abendland etwas zu geben haben, dann ist es unsere Auffassung von der Frau“<sup>5</sup>.

So müssen jeweils im einzelnen Menschen, im Mann wie in der Frau, beide Komponenten in entsprechender Akzentsetzung wirksam werden. Mehr aber noch gilt das für die gesamte Menschheit, für die menschlichen Gesellschaftsformen. Ein einseitiges Patriarchat wie auch umgekehrt ein einseitiges Matriarchat stört den weisheitsvollen Plan Gottes: „Als Mann und als Frau erschuf er ihn“ und gereicht nicht zum Segen für die Menschheit.

2. Wir dürfen noch eine weitere Überlegung hinzunehmen. Das religiöse Prinzip innerhalb des Menschlichen ist in der Frau ausgedrückt. Ihre besondere Feinfühligkeit, ihr Gespür für das Feingeistige gründet in der anima, in der Seele, und nicht im animus, im Geist. Die weibliche Seele ist den Quellen der Schöpfung am nächsten. Das religiöse Element ist ihr besonders zugeordnet. In ihr ist die Geöffnetheit und die Aufnahmebereitschaft, die Hingabe für Gott besonders entfaltet. Sie ist die Empfänglichkeit in Person. So nennt sich die Gottesmutter, als sie in Lourdes von Bernadette nach ihrem Namen gefragt wurde: „Ich bin die Immaculata Conceptio — die Unbefleckte Empfängnis“, also die Empfängnis in Person.

Die Frau ist creatura d. h. Schöpfung, sie ist der aufnahmebereite Ackerboden für den Einbruch des Göttlichen. Da, wo Maria, die Jungfrau, das wahrhaft erlösende Wort spricht: „Siehe die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“, haben wir das größte jemals von Menschenmund gesprochene Wort; nicht bloß deshalb, weil es die Menschwerdung des Gottessohnes ermöglichte, sondern weil es wie kein zweites das eigentliche Wesen und den wahren Charakter des Menschen wie überhaupt der ganzen Schöpfung enthüllt. Diese Bedeutung des jungfräulichen Fiat wird meist übersehen und nur in aszetischen Erwägungen über Mariens Demut erwogen. Aber hier liegt Größeres verborgen. „Die religiöse christliche Weltbetrachtung sieht in der Welt nicht in erster Linie den Kosmos, sondern die Schöpfung, creatura, die das Zeichen des Weiblichen, des Empfangenden, Passiven an sich trägt, das Ganz-dem-Schöpfer-Zugehörigen und Ihm-ausgeliefert-sein. Diese metaphysische Grundhaltung muß auch der Mann verwirklichen“<sup>6</sup>.

<sup>5</sup> Dr. John C. H. Wu Kien-yong: „Die Wissenschaft der Liebe“, Freiburg/Schweiz 1944, S. 29: „Ist Gott ein Vater oder eine Mutter? Für mich ist es beides. Aber es ist besonders seine Mütterlichkeit, die ihn mir teuer macht. ‚Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Ihr aber habt nicht gewollt.‘ Wer kann der Liebe einer Mutter widerstehen? — Es ist eine der bezaubernden lieblichen Seiten der katholischen Kirche, daß sie das weibliche Element im Charakter des Heilandes institutionell darstellt in der Person der gebenedeiten Jungfrau.“

<sup>6</sup> Graber, a.a.O., S. 19.

Empfangen nicht auch die Apostel und Jünger, also die Männer, an Pfingsten den Heiligen Geist in der Geöffnetheit der Braut? Der klassische Irrtum aller Schriftausleger, so meint ein russischer Schriftsteller unserer Tage, bei der Erzählung vom Sündenfall ist dies, das Vorgehen Satans Eva gegenüber als gegen das schwache Geschlecht gerichtet zu erklären, gegen den verwundbarsten Teil der Menschheit. Das Gegenteil ist richtig. Die Versuchung gilt der Eva als dem religiösen Prinzip der menschlichen Natur, und in ihm vor allem mußte der Mensch verwundet und verdorben werden. Ist das empfindlichste Organ für die Vereinigung der Menschheit mit Gott erst einmal getroffen, dann geschieht das übrige von selbst<sup>7</sup>.

Wehe also, wenn die Frau unreligiös geworden ist, nicht mehr gottgeöffnet ist. Dann wird ihre Anlage leicht ins unheimliche Gegenteil des Dämonischen verkehrt. Ein Blick in die Geistesgeschichte und in die Geschichte der Menschheit weiß darüber zu berichten. Hier verstehen wir auch tief die Aufgabe und die Bedeutung, die die Gottesmutter eben als Frau in der Heilsgeschichte erhalten hat, wie sie heute weithin nicht gesehen wird.

Ob uns bei solchen Überlegungen etwas aufgeht von dem, was den Herrn Pater geleitet hat in seiner Erziehungsweise, wie wir es aus dem eben genannten Vortrag hörten? Es geht um das Menschenbild, das gottgewollte Menschenbild. „Als Mann und als Frau erschuf er ihn.“ Dieses Menschenbild ist nur zu retten, wenn das „Ewig Weibliche“ in seiner vollen Leuchtkraft gesehen und in der Erziehung in unseren Frauengemeinschaften, aber auch in der Erziehung des Mannes zum vollen Tragen kommt.

## II.

Da nun steht die Frage am heutigen Tag: Was hat die Gestalt des hl. Josef zu bedeuten?

1. Der das Wesen Gottes kennzeichnenden göttlichen Väterlichkeit, die den Sohn zeugt und den Geist haucht, entspricht genau die weibliche Mütterlichkeit als Besonderheit der menschlichen Natur. Das gottmenschliche Geheimnis vollendet sich in der anima. Im Liturgischen stellt der „Tempel des Ruhmes von Ewigkeit zu Ewigkeit“, stellt die Jungfrau, „größer als der Himmel“, das Weltall dar, das den nicht zu Umfangenden umfängt. Josef dagegen repräsentiert die Väterlichkeit des Menschen. Er verharrt in Schweigen vor dem Wunder, geht durch die Seiten des Evangeliums, ohne ein ein-

<sup>7</sup> Paul Evdokimov: „Die Frau und das Heil der Welt“, München 1960.

ziges Wort zu sprechen. Das fleischgewordene Wort ist das Kind des väterlichen Schweigens und des mütterlichen „Es geschehe“<sup>8</sup>.

St. Josef, der schweigende Hüter, staunend vor der Weisheit Gottes, das ist kennzeichnend in diesem Zusammenhang. Da fragen wir heute: Wer kann denn noch staunen? Die Alten wußten um das „thaumaston“ — um das Staunen-können. Der Macher, der manipulierende Mensch kann nicht staunen. St. Josef ist Hüter, der kraftvolle Beschützer. Gott ist Vater und Mutter zugleich. So muß er gewissermaßen auch von beiden etwas in sich tragen.

2. Darin kann nun St. Josef die Vorbildgestalt des Mannes und Vaters in der Familie, die Vorbildgestalt des Priesters werden.

Vielleicht dürfen wir das einmal verdeutlichen an dem bekannten Gebet des Bischofs Michael Sailer: „Herr, schenk mir doch ein kindlich Herz, ein mütterlich Herz, ein mannhaft Herz! Ein kindlich Herz zum Glauben, ein mütterlich Herz zum Lieben, ein mannhaft Herz zum Handeln.“

a. Ein kindliches Herz zum Glauben.

Die Grundhaltungen der Kindlichkeit, von denen der Herr Pater so oft gesprochen, sind Naivität und Pietät<sup>9</sup>. Kindlichkeit dürfen und müssen wir sehen als jene Haltung, die in der Hl. Schrift als simplicitas gezeichnet wird, als göttlich-kindliche Einfalt. Ein Wort, das wir heute in seiner Tiefe kaum noch erkennen, weil es in der Umgangssprache ganz und gar entstellt ist. Einfalt vor Gott, als Kind ganz ihm geöffnet. Es gibt eine Darstellung des hl. Josef, eine Bronzeplastik, da steht er, die Hand am Ohr, ganz lauschend auf Gott, was er sagt; ganz nur Stellvertreter, Beauftragter des Vaters, „an Vaters Statt“ (Präfation) seine Aufgabe sehend. Man hat das Wesen des Mannes einmal gekennzeichnet: Puer et Pater — Kind und Vater. Gemeint ist diese Naivität, die Einfalt des Herzens, die ganz dem Einen geöffnet ist. Die pietas stellt dann die Antwort dar: ehrfürchtig liebend. Diese Haltung kann beiden gerecht werden. Der Mann, der Priester, der von solcher Haltung geprägt ist, geht nicht nur dem animus nach, ist nicht nur ein Mann des Geistes, sondern auch ein Mann der Seele. Gott ist Vater und Mutter zugleich.

<sup>8</sup> Paul Evdokimov, a.a.O., S. 73.

<sup>9</sup> Peter Wust: „Naivität und Pietät“, Tübingen 1925.

b. Ein mütterlich Herz zum Lieben.

Auch das wird in echter Väterlichkeit deutlich. Man hat einmal gesagt: Was ist Ritterlichkeit? Ritterlichkeit ist Männlichkeit, gesalbt mit einem Tropfen Mütterlichkeit. Nur so kann echte Väterlichkeit werden. Sonst wird die väterliche auctoritas einseitig zum Machtstreben, wenn sie nicht gelockert wird durch die Mütterlichkeit der tiefen Ehrfurcht. Die alten Kirchenväter pflegten zu sagen, daß man Ehrfurcht selbst vor dem Kinde pflegen muß: „Maxima reverentia debetur puero — Größte Ehrfurcht schuldet man dem Kind“. Im Buch der Weisheit steht in der Übersetzung der Vulgata ein herrliches Wort von Gott: „Magna cum reverentia disponis nos — Mit großer Ehrfurcht hast du alles um uns geordnet“. Es steht dort ebenso das Wort: Gott straft sogar mit Ehrfurcht. So schauen wir die Ehrfurcht des hl. Josef als Vorbildgestalt für den Mann und für den Priester.

c. Ein mannhaft Herz zum Handeln.

Da steht St. Josef. Er führt seinen Auftrag aus. Kein Wort wird zuviel gesprochen: „Nimm das Kind und seine Mutter . . .“ Da wird ihm nichts erklärt: was er für den Weg mitnehmen soll, wo er seine Unterkunft finden kann, eine Tätigkeit; das wird ganz seiner Überlegung überlassen. Aber es heißt: „Sogleich machte er sich auf“. Fast soldatisch kurz der Befehl und die Ausführung. Genau so bei der Rückkehr in die Heimat: „Nimm das Kind und seine Mutter . . .!“ So kann einer handeln, der ganz im Willen Gottes lebt und danach sich richtet. „Ein mannhaft Herz zum Handeln.“ Das gilt für beide, für den Mann und die Frau. Der Mann muß große Aufgaben anpacken. Aber auch die Frau muß unter Umständen mannhaft handeln, so wie es von der Mutter der sieben makkabäischen Söhne heißt: Sie richtete ihre weibliche Art auf mit männlicher Kraft. Wie könnten sonst große Aufgaben gelöst werden, wie sie etwa unsere Schwestern in den Jahren der Vorkriegszeit und des Weltkrieges, als sie im Ausland ganz auf sich allein gestellt waren, oder sonst Frauen in leitender Stellung gelöst haben!

### III.

An solchen Festtagen dürfen wir gern Liebesansprüche stellen, uns beschenken lassen. Was wollen wir heute erwarten?

1. Ein erstes Geschenk: Gottes Weisheit möge uns, besonders allen, die Führungsaufgaben haben, einen tiefen Einblick geben in die Schau des Gründers von der Bedeutung der Frau, des „Ewig Weiblichen“, der Mütterlichkeit für das Menschenbild.



— In den letzten Rom-Vorträgen 1965 hat er gewissermaßen wie in einem Testament eine Zusammenfassung seiner prophetischen Schau, seiner theologischen, philosophischen, pädagogischen Erfahrung von Jahrzehnten darüber gegeben. Bei Gelegenheit hat er einmal gesagt: „Wer hat mich denn schon ganz verstanden?“ In den Priesterexerzitien 1966 sprach er über seine Überlegungen am 20. Januar 1942. Er nannte dabei ein besonderes Bedenken, das ihm kam, nämlich: Was wird aus dem Werke werden, da ich nicht weiß, wer die mir geschenkte Sicht des Werkes schon ganz in sich aufgenommen hat und weitertragen könnte! Wenigstens den Führungskreisen müßte mehr und mehr ein Ahnen aufgehen über die „Ewige Frau“, wie er ihr Wesensbild in seiner Konzeption empfangen und gekündet hat.

— Die „Kirche am neuesten Ufer“ muß geprägt sein von zwei Pfeilern: Petrus und Maria. Petrus vertritt das Amt, Maria das Charisma. Wehe, wenn das mütterliche Prinzip, das auch gerade im Charisma zum Ausdruck kommt, in der Kirche fehlt. Dann gibt es jene Schwierigkeiten, die wir heute erleben in einem ständigen Kreisen nur um Strukturfragen, die aber keineswegs dem eigentlichen Lebensprinzip gerecht werden<sup>10</sup>.

— Die kommende Menschheit, die neue Gesellschaft muß geformt sein von dem rechten Verhältnis zwischen Patriarchat und Matriarchat, den gottgewollten väterlichen und mütterlichen Kräften. — So muß das Wort im Buche Judith gesehen werden: „Du wunderbarer starker Gott, du hast das Heil des Volkes hineingegeben in die Hand der Frau“.

2. Ein zweiter Liebesanspruch: Es mögen uns Väter in den Familien und Priester geschenkt werden, die den Josefsauftrag in seiner ganzen Tiefe erfassen und verwirklichen: „Nimm das Kind und seine Mutter . . .“ Väter und Priester, geformt von der Gestalt und Haltung des Vaters und Gründers der Familie, die in übernatürlich-natürlicher Naivität und Pietät, Kindlichkeit und Ehrfurcht, in zarter Mütterlichkeit, ähnlich dem großen Paulus, in wagemutigem, kraftvollem Handeln Gottes Werkzeug sind. Solche Väter, solche Priester und solche Frauen mögen uns geschenkt werden.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Urs von Balthasar: „Der antirömische Affekt“, Herder-Bücherei 492.

# Zeugnisse der Treue in der Verfolgung

Mitglieder des Schönstattwerkes in den Akten des SD und der Gestapo

Von Engelbert Monnerjahn

## Einleitung

Die Verhaftung Pater Kentenichs am 20. September 1941 und seine Einlieferung in das Konzentrationslager Dachau am 13. März 1942 markieren ohne Zweifel den Höhepunkt der Bedrückung und Verfolgung des Schönstattwerkes durch die Machthaber des Dritten Reiches. Seitdem im September 1935 ein „Sonderbericht des Chefs des Sicherheitshauptamtes des Reichsführers SS“ über „die Organisation der katholischen Älterenvereine“ die Gründung Pater Kentenichs mit bemerkenswerter Ausführlichkeit und unverkennbar negativer Tendenz beschrieben hatte<sup>1</sup>, war das Schönstattwerk von Jahr zu Jahr einer stärkeren Bespitzelung und Bedrohung ausgesetzt worden.

Dabei gerieten mit Pater Kentenich auch seine Mitarbeiter an der Zentrale des Schönstattwerkes zunehmend in das Blickfeld der nationalsozialistischen Geheimdienste, des SD und der Gestapo — so Pater Albert Eise und Pater Alex. Menningen<sup>2</sup>, die Leitung des Krankenapostolates<sup>3</sup>, Pater Josef Fischer und Pater Franz Reinisch<sup>4</sup>.

Doch nicht nur Mitarbeiter an der Zentrale, sondern auch Mitglieder des Schönstattwerkes draußen im Lande kamen mit den beiden Geheimdiensten in Konflikt. Hierüber gibt u. a. der von Heinz Boberach, Direktor im Bundesarchiv Koblenz, herausgegebene Band der Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern „Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934—1944“ in einer ganzen Reihe von Dokumenten Auskunft<sup>5</sup>.

Da diese Dokumente in dem umfangreichen Band von 1021 Seiten verstreut sind, sollen sie nachstehend gesammelt wiedergegeben und um ergänzende

<sup>1</sup> Vgl. E. Monnerjahn: Schönstatt im Urteil des Sicherheitsdienstes der SS, in dieser Zeitschrift, 3. Jg. (1968), Heft 1, S. 17—26.

<sup>2</sup> Siehe E. Monnerjahn: Häftling Nr. 29392, 3. Aufl., Vallendar-Schönstatt 1975, S. 45—46.

<sup>3</sup> a.a.O., S. 46 f.

<sup>4</sup> a.a.O., S. 46.69. 150—156.

<sup>5</sup> Mathias-Grünewald-Verlag, Mainz 1971.

Angaben vervollständigt werden. Sie stellen schließlich Zeugnisse dar, die nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen.

Vor der Präsentation der Dokumente aber dürfte es angebracht sein, ihre Fundorte, d. h. die Quellen, aus denen sie stammen, kurz zu beschreiben.

### *Die Quellen*

1. Nach dem Beginn des Dritten Reiches mit der Machtübernahme Hitlers in Deutschland am 30. Januar 1933 war es zunächst in der Hauptsache der „Sicherheitsdienst (SD) des Reichsführers SS“, der die Überwachung der christlichen Kirchen, ihrer Amtsträger, Dienststellen und Organisationen betrieb. Chef des SD war der ehemalige Marineoffizier Reinhard Heydrich, ein noch junger Mann von damals 29 Jahren (geboren am 7. März 1904 in Halle an der Saale). Freilich, auch sein Vorgesetzter, der „Reichsführer SS“, Heinrich Himmler, zählte gerade nur 33 Jahre (geboren am 7. Oktober 1900 in München). Bei der Beobachtung und Bekämpfung der katholischen Kirche waren dem SD einige zum Nationalsozialismus übergeschwenkte Priester besonders behilflich: in den Anfangsjahren 1933/34 der ehemalige Studienprofessor Dr. theol. et Dr. iur. Wilhelm Pantin, ein Kusine Himmlers; später SS-Sturmbannführer Albert Hartl, ehemals Präfekt in Freising, der von 1939–41 der unmittelbare Vorgesetzte Adolf Eichmanns war, und Hauptsturmführer Dr. Friedrich Murawski.

Die Ergebnisse seiner Bespitzelung faßte der SD in den ersten zwei Jahren des nationalsozialistischen Regimes in sogenannten „Lageberichten“ zusammen. Diese „Lageberichte“ wurden von Zeit zu Zeit durch „Sonderberichte“ ergänzt, wie es in dem uns bekannten „Sonderbericht“ vom September 1935 geschah. In den Jahren 1936–38 fanden die „Sonderberichte“ eine Fortsetzung in „Leitheften“, in denen es nicht nur, wie in den „Sonderberichten“, um Gegnerbeschreibung, sondern um eine wissenschaftliche Erforschung und Durchleuchtung der weltanschaulichen Gegner des Nationalsozialismus ging.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs führte der SD eine neue Art der Berichterstattung, die „Berichte zur innenpolitischen Lage“, ein. Ab 8. Dezember 1939 gab man den „Berichten“ den Titel „Meldungen aus dem Reich“. Zweck dieser „Berichte“ bzw. „Meldungen“ war es, die vom SD und seinen zahlreichen Mitarbeitern erkundete allgemeine Stimmung und Lage unter der Bevölkerung zu beschreiben und dadurch den maßgebenden

<sup>6</sup> Vgl. Heinz Boberach (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939–1944, Deutscher Taschenbuchverlag 1968.

Männern der Partei und des Staates zur Kenntnis zu bringen. Außerdem wurden einzelne „Lebensbereiche“ des deutschen Volkes einer fortlaufenden Beobachtung und Darstellung unterzogen: „Kulturelle Gebiete“, „Recht und Verwaltung“, „Wirtschaft“ sowie „Volkstum und Volksgesundheit“. Anfangs erschienen die „Berichte“ und „Meldungen“ dreimal wöchentlich, ab Mai 1940 jedoch nur noch zweimal in der Woche.

Die „Meldungen aus dem Reich“ erfuhren ein bemerkenswertes Schicksal: Sie mußten am 31. Mai 1943 eingestellt werden, weil sie dem Zweifel am Endsieg, der sich nach den militärischen Niederlagen der Wehrmacht im Winter 1942/43 unter der deutschen Bevölkerung verbreitete, zu offen und realistisch Ausdruck gaben. Nicht besser erging es den „SD-Berichten zu Inlandsfragen“, die an die Stelle der „Meldungen aus dem Reich“ traten. Sie konnten nur bis zum Juli 1944 erscheinen. Der inzwischen bei Hitler mächtig gewordene Martin Bormann bezeichnete sie als „Sprachrohr des Defaitismus“ und untersagte den Funktionären der Partei jede Zusammenarbeit mit dem SD. Danach brachte der SD bis zum Zusammenbruch des Dritten Reiches nur noch gelegentliche Einzelmeldungen über die allgemeine Lage in der deutschen Bevölkerung oder zu besonderen Themen heraus.

2. Im Laufe der Jahre war neben dem SD mehr und mehr die Geheime Staatspolizei, die Gestapo, wie sie verkürzt genannt wurde, zum Instrument des Kirchenkampfes seitens des nationalsozialistischen Regimes geworden. Auch an ihrer Spitze standen — seit 1936 — Himmler und Heydrich. Nach Kriegsbeginn erhielten beide Organisationen am 27. September 1939 im „Reichssicherheitshauptamt“ einen gemeinsamen Kopf. Nicht wenige führende SD-Leute wechselten in diesem Zusammenhang zur Gestapo hinüber, darunter der schon erwähnte ehemalige Priester Albert Hartl.

Mit dem 12. Mai 1941 ging der ganze sogenannte „Gegnernachrichtendienst“ vom SD an die Gestapo über. Maßnahmen gegen einzelne Geistliche oder Mitglieder kirchlicher Vereinigungen erschienen demgemäß fortan in den Berichten aus dem Geheimen Staatspolizeiamt (Gestapa) in Berlin. Diese Berichte, die zuerst „Informationen des Geheimen Staatspolizeiamtes“ hießen, bekamen ab 1941 den Namen „Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“. Anfangs wurden sie dreimal pro Woche zusammengestellt, ab August 1942 nur noch zweimal und ab Februar 1943 lediglich einmal. Die Nachrichten über katholische Geistliche und Laien, die mit dem Nationalsozialismus in Konflikt gerieten, erschienen gewöhnlich unter der Rubrik „Politischer Katholizismus“, „Kirchenbewegung“ oder „Politische Kirchen“<sup>7</sup>.

<sup>7</sup> Die Ausführungen über die Quellen stützen sich in der Hauptsache auf die Einleitung, die H. Boberach seiner Edition vorausgeschickt hat.

### Die Zeugnisse

Es sind diese verschiedenen Arten von Berichten, in denen auch die Mitglieder des Schönstattwerkes als Gegner der nationalsozialistischen Partei und Weltanschauung aufgeführt werden.

#### 1.

Die ersten Namen von Schönstättlern in dem von Boberach edierten Bande tauchen in einem anderen „Sonderbericht“ des SD aus dem September 1935 auf, der, parallel zu dem „Sonderbericht über die katholischen Älterervereine“, in dem das Schönstattwerk beschrieben wird, eine Übersicht und Bewertung der katholischen Jugendorganisationen gibt<sup>8</sup>. Hierin werden als Mitglieder des Generalpräsidiums des Katholischen Jungmännerverbandes vier Schönstattpriester genannt: Domvikar August Schmitt, Speyer, Hauptstraße 4, Diözesanpräses Schuster, Pfauhausen, Württemberg, Diözesanpräses August Walter, Freiburg, Schloßbergstr. 26, und Diözesansekretär Felix Schreiner, Trier<sup>9</sup>. Diözesanpräses Walter und Diözesanpräses Schuster werden außerdem unter den führenden Personen der Deutschen Jugendkraft (DJK) als Gaupräsidenten für den Gau 14, Baden, resp. für den Gau 15, Württemberg, erwähnt. Zweimal erscheint in dem „Sonderbericht“ auch „Kaplan Josef Schmitz“, der spätere Präses der Schönstattpriester, und zwar zuerst bei der Aufzählung der leitenden Männer des Jungfrauenverbandes<sup>10</sup> und als Verbandssekretär des „Zentralverbandes der katholischen Frauen- und Müttervereine Deutschlands e. V.“<sup>11</sup>.

#### 2.

Domvikar August Schmitt, 1935 bereits als Jugendseelsorger der Diözese Speyer und Mitglied des Generalpräsidiums des Katholischen Jungmännerverbandes vom SD der SS im „Sonderbericht“ genannt, erfährt 1939 von neuem die Ehre, in einer Meldung des SD erwähnt zu werden, und zwar diesmal in dem „Bericht zur innenpolitischen Lage“ vom 16. Oktober. Es war allerdings nicht das erstemal, daß Domvikar Schmitt mit der nationalsozialistischen Geheimpolizei zu tun bekam. Kaum nämlich war er im April 1933 von seinem Bischof zum Diözesanjugendseelsorger des Bistums Speyer bestellt worden, da interessierte sich, wie sein Biograph Nikolaus Lauer

<sup>8</sup> Boberach, S. 118–152.

<sup>9</sup> a.a.O., S. 123.

<sup>10</sup> a.a.O., S. 146.

<sup>11</sup> a.a.O., S. 158.



bemerkt, die Geheime Staatspolizei schon bald in auffälliger Weise für sein Wirken<sup>12</sup>. „Domvikar Schmitt wurde einer der bestgehaßten Priester. Er erfreute sich einer besonders sorgfältigen Überwachung und häufig kam die Gestapo zu Besuch<sup>13</sup>“. Zum ersten großen Zusammenstoß kam es, als Domvikar Schmitt ab 1933 gemeinsam mit Nikolaus Lauer, dem Schriftleiter des Bistumsblattes und gleichfalls Schönstattpriester, mit der Herausgabe der Schriftenreihe „Jugend und Kirche“ — später „Junge Kirche“ — begann. Vier Hefte der Reihe, darunter das erste mit dem Titel „Gemeinschaft“, schrieb August Schmitt selbst. Als das erste Heft eben erschienen war, da kam die Polizei und beschlagnahmte die ganze Auflage. Doch nahm Domvikar Schmitt den aussichtslos scheinenden Kampf gegen die Staatsgewalt auf. „Er erreichte es, daß die Gestapo ‚nach Anhörung des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer‘ das Heft wieder zum Vertrieb freigab“. „Erst 1941, nachdem die Schriftenreihe in aller Stille eine ungeheure Verbreitung gefunden hatte, griff die Gestapo auf Weisung von Berlin wieder zu, verbot die Reihe und beschlagnahmte die beim Pilger-Verlag noch vorhandenen 30 000 Stück zum Einstampfen.“ Zusammen mit den Heften einer weiteren Reihe („Credo“) betrug die Gesamtauflage nicht weniger als 1,3 Millionen Exemplare<sup>15</sup>.

Im Mai 1936 übernahm Domvikar Schmitt auf Wunsch seines Bischofs die große Pfarrei St. Pirmin (9 200 Seelen) in Pirmasens. Mit seinen Pfarrkindern mußte er zu Beginn des Zweiten Weltkrieges das Los der Evakuierung auf sich nehmen, da Pirmasens wie alle nahe an der Grenze zu Frankreich gelegenen Orte von der Bevölkerung geräumt wurde. Die Einwohner der pfälzischen Schuhmetropole kamen nach Mainfranken. „August Schmitt fand sich mit seiner Schwester und zwei Pfarrhelferinnen in dem kleinen Ort Sackenbach bei Lohr am Main wieder<sup>16</sup>“. Seine Pfarrkinder waren über nicht weniger als 530 Ortschaften verstreut. „Die erste und vordringlichste Aufgabe bestand darin, mit seinen zerstreuten Pfarrkindern wieder durch Briefe und persönliche Besuche Verbindung herzustellen und die begonnenen Aufgaben unter total veränderten Verhältnissen fortzusetzen<sup>17</sup>“.

Bei diesen seelsorgerlichen Bemühungen nun geschah es, daß Pfarrer Schmitt erneut mit der Gestapo zu tun bekam. Hierüber vermeldet der „Bericht zur innenpolitischen Lage“ des SD vom 16. Oktober 1939 unter der Rubrik „Gegner“:

<sup>12</sup> Nikolaus Lauer: Pfarrer August Schmitt, Pilger-Verlag, Speyer 1948, S. 12.

<sup>13</sup> a.a.O., S. 14.

<sup>14</sup> a.a.O.

<sup>15</sup> Brief von Prälat Lauer an den Verf. vom 14. Mai 1973.

<sup>16</sup> Lauer, a.a.O., S. 19.

<sup>17</sup> a.a.O.

„Der Pfarrer Schmitt aus Pirmasens, der bereits Anfang ds. Mts. dadurch aufgefallen war, daß er mit mehreren anderen Pfarrern den Versuch unternahm, eine kirchliche Nachrichtenstelle aufzuziehen, erklärte vor einigen Tagen in einer Grabrede, das deutsche Volk habe schon vieles erlebt, es werde aber noch schlimmer kommen, da Millionen von Menschen heute gottlos, entchristlicht und entsittlicht seien (Staatspolizei ist verständigt)<sup>18</sup>.“

Was steckte hinter diesem Bericht? Was hatte sich wirklich zugetragen? Sein Biograph schreibt: „Während der zweiten Rundfahrt in dem Evakuierungsgebiet geleitete er zu Münnersstadt ein verstorbenes Pfarrkind zu Grabe. Nach der Beerdigung traf er sich mit einer kleinen Schar von Pirmasensern zu einer Aussprache, der auch einige Kirchenfeinde zufällig beiwohnten. Pfarrer Schmitt wies dabei auf grobe Mißstände hin, die sich bei der Räumung von Pirmasens ergeben hatten. Ein Teilnehmer hatte nichts Besseres zu tun, als Pfarrer Schmitt sofort bei der Partei anzuzeigen. Aufgrund dieser Anzeige wurde er zunächst vom 8.—15. Oktober im Augustinerkloster zu Münnersstadt festgehalten und ein Verfahren wegen Heimtücke vor dem Sondergericht Bamberg gegen ihn eingeleitet. Man ließ ihn wohl nach Sackenbach zurückkehren, verhängte aber zugleich über ihn eine Aufenthaltsbeschränkung: ohne besondere Erlaubnis des Landrates zu Lohr durfte er Sackenbach nicht verlassen<sup>19</sup>.“

Die Verhandlung vor dem Sondergericht wurde nach lange dauernden Untersuchungen auf den 15. Juli 1940 festgesetzt, kurz vor dem Termin jedoch wieder verschoben. Wenige Tage darauf, am 25. Juli 1940, konnte Pfarrer Schmitt nach dem Ende des Westfeldzuges mit seinen Pfarrkindern in die Heimat zurückkehren. Die Drohung des Verfahrens beim Sondergericht schwebte noch ein halbes Jahr über ihm, bis die Angelegenheit am 22. Januar 1941 niedergeschlagen wurde.

Pfarrer August Schmitt, der ein höchst vorbildlicher Seelsorger war und die pastoralen Wegweisungen Pater Kentenichs erfolgreich anzuwenden verstand, so daß sein Wirken noch heute in Pirmasens zu spüren ist, wurde am 15. März 1945 mit seinem Vater und seinem Kaplan ein Opfer des Bombenkrieges.

### 3.

Bekanntermaßen verschärften und verstärkten die nationalsozialistischen Geheimpolizeien auf dem Höhepunkt der Macht Hitlers in den Jahren

<sup>18</sup> Boberach, S. 351.

<sup>19</sup> Lauer, a.a.O., S. 19.

1941/42 ihren Kampf gegen die christlichen Kirchen. Das spiegelt sich auch in den Berichten über Maßnahmen gegen Mitglieder des Schönstattwerkes, wie sie in dem Boberach'schen Bande enthalten sind. Insgesamt werden in den „Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ der Gestapo während der Zeit vom September 1941 bis Dezember 1942 sechs Mitglieder des Schönstattwerkes aufgeführt, die von solchen Maßnahmen betroffen wurden, und zwar fünf Priester und eine Frau. Allerdings werden in dem Boberach'schen Bande nicht alle Schönstätter erwähnt, die in jenem Zeitraum von der Gestapo bespitzelt, verhört und verhaftet worden sind. So fehlen von den Dachauer Leidensgefährten des Gründers Pater Josef Fischer, Pater Albert Eise, Kaplan Heinz Dresbach, Vikar Heinrich König und Pfarrer Oswald Haug. Desgleichen fehlen die Dokumente über Frä. Lotte Holubars, die im Konzentrationslager Ravensbrück/Mecklenburg starb. Der Grund dafür ist einfach der, daß nicht alle Nummern der „Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ den Krieg überdauert haben.

Die Meldung über Pater Kentenich selbst konnte bereits in der ersten Auflage der Darstellung seiner Gefangenschaft „Häftling Nr. 29392“ wiedergegeben werden. Sie findet sich in der „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ vom 13. Oktober 1941 unter dem Stichwort „Politischer Katholizismus“ und lautet:

„Die Stapostelle Koblenz nahm den Pallottinerpater Josef Kentenich (geb. am 16. 11. 85 zu Gymnich, wohnhaft in Vallendar) in Haft, weil er sich in einer Predigt in staatsabträglichem Sinne geäußert und auch durch sein sonstiges Verhalten seine ablehnende Einstellung gegen den heutigen Staat zum Ausdruck gebracht hatte<sup>20</sup>.“

An dieser Meldung fällt auf, daß sie vor allem in ihrer Begründung für die Verhaftung ziemlich dürftig ist. Das trifft auch auf die anderen Meldungen zu, mit denen wir noch bekannt werden. Offenbar legte die Gestapo auf eine sorgfältige, umfassende Begründung keinen Wert. Es genügte ihr, wenn nur irgendein Verhaftungsgrund angegeben war, der ihr auszureichen schien. Im Falle Pater Kentenichs ist der eigentliche Grund für seine Festnahme nicht so sehr in der erwähnten Predigt — es handelte sich um einen Vortrag vom 3. Mai 1941 — zu sehen, die mehr der Anlaß war, als in dem, was mit „sonstigem Verhalten“ und „ablehnender Einstellung gegen den heutigen Staat“ summarisch zusammengefaßt ist, d. h. seine Tätigkeit als Gründer des Schönstattwerkes.

<sup>20</sup> Boberach, S. 582.

Vierzehn Tage vor Pater Kentenich war in der „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ vom 29. September 1941 die Verhaftung des Aachener Kaplans Johannes (Hans) Rindermann mitgeteilt worden. Kaplan Rindermann war es, der zusammen mit Kaplan Dresbach gleich am ersten Tag nach der Ankunft Pater Kentenichs in Dachau ein Treffen mit ihm bewerkstelligen konnte. In „Häftling Nr. 29392“ wird die Begegnung durch Kaplan Dresbach so geschildert: „Er kommt in einem weißen Drillhanzug mit roten Streifen. Er kommt so froh und unbeschwert auf uns zu und ruft: „Nos cum prole pia!‘ Dann stellen wir uns vor und er fragt, wo wir in der Seelsorge gewesen sind. Er gibt uns noch ein paar aufmunternde Worte mit auf den Weg, und wir müssen uns schleunigst wieder von der Einzäunung des Zugangsblocks zurückziehen.“ Im Sommer 1943 schloß Kaplan Rindermann sich beim Wiederbeginn der systematischen Schönstatterarbeit im Lager Dachau der Gruppe um Kaplan Dresbach an, die im Herbst 1944 von Kaplan Richarz aus der Erzdiözese Köln übernommen wurde.

Die Notiz über ihn in der „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ vom 29. September 1941 hat den folgenden Wortlaut:

„Die Stapostelle Aachen nahm den Kaplan Johannes Rindermann (geb. am 10. 4. 10 zu Grefrath, Krs. Kempen, wohnhaft in Aachen) wegen Kanzelmißbrauch in Haft. Rindermann hatte sich in einer Predigt in hetzerischer Weise über Maßnahmen auf dem Gebiete der Gesundheitsführung geäußert und hierbei erklärt, daß in Deutschland bald dieselben Zustände wie in Rußland herrschen würden, wenn die Gottlosigkeit weiter um sich greifen sollte. Die Ausführungen des Rindermann hatten bei den Kirchenbesuchern eine große Erregung verursacht<sup>21</sup>“.

Mit „Maßnahmen auf dem Gebiete der Gesundheitsführung“ war die Tötung von Geisteskranken gemeint, die damals unter größter Geheimhaltung durchgeführt wurde. Gegen sie richtete sich eine der berühmten Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August von Galen, im Sommer 1941 (die Predigt vom 3. August in St. Lamberti).

Kaplan Rindermann wurde am 7. November 1941 in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Am 26. April 1945 mußte er mit auf den Evakuierungsmarsch gehen, an dessen Ende er die Freiheit zurückerlangte.

<sup>21</sup> a.a.O., S. 572.

Aus dem gleichen Grunde wie Kaplan Rindermann kam ein anderer Schönstattpriester, der Stadtpfarrer von Donaueschingen, Prälat Dr. Heinrich Feurstein, nach Dachau. Prälat Feurstein war bei seiner Verhaftung bereits 64 und bei seiner Einlieferung in das Konzentrationslager 65 Jahre alt. Er überstand die schlimmen Strapazen des Hungersommers 1942 nicht und starb in Dachau am 2. August 1942.

In dem von Dekan Konrad Held 1964 herausgegebenen schönen Nekrologium der Freiburger Schönstattpriester schreibt Pfarrer Dr. Heinrich Roth über ihn:

„Daß dieser Martyrer-Priester innerlich den Weg zu Schönstatt fand, hängt wohl zusammen mit seiner marianischen Grundeinstellung, die in der Erbauung der Marienkirche 1928 sichtbar wurde. Als erste Kirche in der Erzdiözese erhielt sie bei der feierlichen Konsekration den Titel ‚Maria Mediatrix‘. Die große Gedankenwelt der Mariologie von Scheeben stand hinter diesem sichtbaren Marienzeichen von Donaueschingen. Starken Einfluß übten Schönstatter Vikare auf ihn aus. Im Mai 1931 kam das MTA-Bild im Zusammenhang mit einer stark anhebenden Männer- und Familienbewegung in die Kapelle der Schmerzensmutter an der alten Wolterdinger Straße, dann auch in die Seitenkapelle der Kirche. Ende 1933 kamen zur Männerbewegung die Frauen und Jungfrauen hinzu, die zuerst im Kindersolbad Theresianum, 1934 in der Marienkirche, später bis 1941 in der Kapelle des Missionskonvikts durch Vorträge für alle Stände in die Ideenwelt Schönstatts eingeführt wurden. Nach dem Weggang des letzten Schönstatter Vikars hat Dr. Feurstein diese Schönstatter Marienstunden bis kurz vor der Verhaftung selber gehalten. Er war dazu durch die häufigen Begegnungen mit dem Gründer der Bewegung, P. Josef Kentenich, bei dem er von 1933 an fast alljährlich Exerzitien machte, besonders befähigt. Er verband bis zur letzten Selbstentäußerung den Armutsg Geist des hl. Franziskus mit der Hingabe an die Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt bis zur vollkommenen Kreuzesliebe in seinem Streben<sup>22</sup>.“

In der Gestapomeldung vom 19. Januar 1942 heißt es über die Verhaftung Prälat Feursteins:

„In zwei Predigten am Neujahrstag hatte sich der Pfarrer Dr. Heinrich Feuerstein (sic) (geb. 11. 4. 1877 Freiburg, wohnhaft Donaueschingen)

<sup>22</sup> „... getreu bis in den Tod“ — Bauopfer aus der Schönstatter Priestergemeinschaft der Erzdiözese Freiburg, gesammelt von Konrad Held. Als Manuskript gedruckt, S. 21.



in Form einer Rückschau mit den Ereignissen des vergangenen Jahres beschäftigt und in diesem Zusammenhang unwahre Behauptungen über staatliche Maßnahmen auf dem Gebiet der Kirchenpolitik und der öffentlichen Gesundheitspflege aufgestellt. Dr. Feuerstein hatte hierbei zum Ausdruck gebracht, daß die verschiedenen Maßnahmen des Staates sich auch auf die Stimmung der Soldaten an der Front ungünstig auswirken würden. Seine Ausführungen, die geeignet waren, unter den Zuhörern das Gefühl der Rechtsunsicherheit aufkommen zu lassen, riefen starke Erregung hervor. Dr. Feuerstein wurde von der Stapoleitstelle Karlsruhe daraufhin in Schutzhaft genommen<sup>23</sup>."

## 6.

Ein weiterer Schönstattpriester, dessen Name und Schicksal in den internen Mitteilungen der Gestapo aus dem Jahre 1942 aufscheint, war der sudetendeutsche Priester Johannes (Hans) Kostron, Pfarrprovisor in Müglitz, Erzdiozese Olmütz/Tschechoslowakei. Über ihn berichtet die „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ vom 3. Juli 1942:

„Der Pfarrvikar Johann Kostron (geb. 27. 1. 1912 Schildberg, Krs. Hohenstadt, wohnhaft in [sic] Maglitz) wurde von der Stapostelle Troppau in Haft genommen, weil er sich trotz staatspolizeilicher Warnung und Belehrung wiederholt in seinen Predigten in staatsfeindlichem Sinne geäußert hatte. Anlässlich eines Requiems für einen im Osten gefallenen Soldaten erklärte er: ‚Gott hat den Krieg über uns geschickt, damit die Menschen wieder zur Kirche, bzw. zum Glauben zurückfinden, den sie schon zum Teil verlassen haben.‘

Weiter behauptete Kostron in diesem Zusammenhang, viele Soldaten, darunter auch der Kampfflieger Mölders, hätten an sich erfahren müssen, daß sie durch den Krieg wieder glauben gelernt haben, und ‚so wie Mölders, werden auch die anderen wieder auf den richtigen Weg zurückfinden. Viele Leute vergessen heute die Kirche, sie wollen nichts von ihr wissen, bezeichnen sich als gottgläubig, wenn auch Gott bei ihnen erst an letzter Stelle kommt.‘ Diese Ausführungen waren die Ursache lebhafter Auseinandersetzungen im Dorfe und führten u. a. zur Beschuldigung der Schulleiterin, daß sie die Kinder zu ‚gottlosen Menschen‘, ja zu Verbrechern erziehe, weil sie selbst nicht kirchentreu sei“<sup>24</sup>.

<sup>23</sup> Boberach, S. 611.

<sup>24</sup> a.a.O., S. 688 f.

Kostron verbrachte zunächst einige Wochen im Gefängnis zu Troppau und kam am 10. Juli 1942 in das Konzentrationslager Dachau. Hier traf er schon in den ersten Tagen auf dem Zugangsblock mit Pater Kentenich zusammen, der ihm heimlich die hl. Kommunion reichen konnte. Kaplan Kostron berichtete später darüber: „Ich erinnere mich noch lebendig, wie er — ich glaube, zwei oder drei Tage war ich auf dem Zugangsblock — eines Morgens kam und sagte: ‚Hans, wollen Sie kommunizieren? Ich bringe Ihnen den Heiland.‘ Aus einem Papier gab er mir dann ein Partikelchen, ungefähr ein Sechstel einer kleinen Hostie.“ Im Frühjahr 1943 war Kaplan Kostron Pater Kentenich bei der Schaffung einer „schwarzen“ Postverbindung aus dem Lager Dachau heraus sehr behilflich<sup>25</sup>. Als 1944 die ersten Bundesgruppen von Schönstattpriestern im Lager Dachau gebildet wurden, trat er der Gruppe von Pater Fischer bei und leitete selber eine der Gruppen der Priesterliga. Die Stunde der Freiheit schlug für ihn wenige Wochen vor Kriegsende am 6. April 1945. Mit Pater Kentenich zusammen, der am gleichen Tage die Freiheit erhielt, konnte er das Lager Dachau verlassen.

7.

Als einziges weibliches Mitglied des Schönstattwerkes wird in dem Dokumentband von Boberach Fräulein Maria Hilfrich erwähnt, die zum Verbands der Frauen von Schönstatt gehörte. Fräulein Hilfrich war den Chroniknotizen, die Vikar Kaiser für die Zeit von 1939 bis 1945 über Leben und Ereignisse in Schönstatt angefertigt hat, zufolge von der örtlichen nationalsozialistischen Frauenschaft denunziert worden. Am 3. November 1942 hielt die Frankfurter Gestapo bei ihr eine Haussuchung. Am 5. November 1942 wurde sie nach einem Verhör in Frankfurt verhaftet. Man überstellte sie 1943 an das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück in Mecklenburg. Zwischendurch wurde sie zu einer Gerichtsverhandlung nach Frankfurt zurückgeholt und nach dem Prozeß von neuem nach Ravensbrück verbracht. Hier konnte sie der schwererkrankten Lotte Holubras, die am 11. November 1942 verhaftet worden war, in ihren letzten Tagen und in ihrem Sterben am 9. November 1944 schwesterlichen Beistand leisten.

Das Dokument aus der „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ vom 24. November 1942 über sie lautet:

„Die Stapostelle Frankfurt/Main nahm die Volksschullehrerin Maria Hilfrich, geb. am 15. 5. 89 zu Niederselters — wohnhaft in Ailertchen/Westerwald — wegen Beunruhigung der Bevölkerung durch das Wie-

<sup>25</sup> E. Monnerjahn: Häftling Nr. 29392, S. 200.

dereinführen von katholischen Schulgebeten und Wiederanbringung des Christuskreuzes in den Klassen der Schule in Ailertchen fest. Die Hilfrich, die Leiterin der Marianischen Gebets- und Opfergemeinschaft, Kreis der Lehrerinnen für die Diözese Limburg ist, hat außerdem verbotene Bücher weitergegeben<sup>26</sup>.

„Marianische Gebets- und Opfergemeinschaft“ war damals der Tarnname für die Apostolische Bewegung von Schönstatt, und bei den verbotenen Büchern, die Fr. Hilfrich weitergegeben haben sollte, handelte es sich um Schönstattliteratur wie „Held im Werktag“ von Pater Menningen, nach der die Gestapo, laut Unterlagen der Stapoleitstelle Düsseldorf, gerade im Herbst 1942 besonders nachdrücklich fahndete.

Fr. Hilfrich, die Krieg und Konzentrationslager überlebte, starb am 1. Oktober 1965.

## 8.

Ein anderes Mitglied der Schönstattfamilie, von dem in einer „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“ aus dem Jahre 1942, und zwar in der „Meldung“ vom 8. Dezember, die Rede ist, war Kaplan Hermann Richarz. Der über ihn mitgeteilte Bericht lautet:

„Von der Stapoleitstelle Düsseldorf wurde der Kaplan Hermann Richarz, geb. am 30. 1. 07 zu Köln-Poll – wohnhaft in Düsseldorf – festgenommen. Richarz, dem bereits 1935 der schulplanmäßige Religionsunterricht entzogen wurde, hatte in den von ihm geleiteten Glaubensstunden und bei sonntäglichen Zusammenkünften von Jugendlichen gegen die Polizeiverordnung über konfessionelle Jugendverbände vom 23. 7. 35 verstoßen. Wiederholt nahm er diese Zusammenkünfte zum Anlaß, um gegen führende Persönlichkeiten des Staates und der Bewegung sowie gegen staatliche Maßnahmen Stellung zu nehmen<sup>27</sup>.“

Die Verhaftung von Kaplan Richarz erfolgte am 17. September 1942. Am 30. Dezember 1942, also noch vor Jahresende, langte er im Konzentrationslager Dachau an. Hier schloß er sich nach der Anregung Pater Kentenichs vom Pfingstmontag 1943 mit den deutschen Priestern Hermann Dümig aus der Diözese Würzburg, Hans Rindermann aus der Diözese Aachen, Josef Mühlbeyer aus der Diözese Rottenburg und Robert Pruszkowski aus der

<sup>26</sup> Boberach, S. 762.

<sup>27</sup> a.a.O., S. 765.

Diözese Ermland unter Kaplan Dresbach zu einer vorläufigen Gruppe zusammen. Genau zwei Jahre nach seiner Verhaftung, am 17. September 1944, übernahm er selbst die Führung dieser Gruppe und trat zugleich der neuen Bundesgruppe Dresbach, dem sogenannten Herz-Kreis, bei. Kaplan Richarz ist auch die instruktive Chronik zu verdanken, die einen so guten Einblick in das Leben einer Dachauer Schönstattgruppe während der letzten Monate der Haft von November 1944 bis März 1945 vermittelt. Seine Zeit als KZ-Häftling endete einen Monat vor der Befreiung des Lagers am Gründonnerstag, dem 29. März 1945.

9.

Die letzte „Meldung wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse“, in der ein Mitglied der Schönstattpriestergruppen aus Dachau namentlich genannt wird, ist datiert vom 26. November 1943. In ihr wird (u. a.) der polnische Priester Thomas Kalfas erwähnt<sup>28</sup>, der im letzten Vierteljahr seiner Dachauer Haftzeit zu Schönstatt stieß und am 9. April, dem Tag der äußeren Feier des Festes Maria Verkündigung, die Weihe an die Mater ter admirabilis ablegte. Kalfas war in Cleveland/Ohio (USA) geboren, aber offenbar irgendwann vor dem Zweiten Weltkrieg nach Polen gekommen. Mit einer Reihe von Mitbrüdern wurde er am 11. November verhaftet und kam über die Gefängnisse Teschen und Myslowitz in das Konzentrationslager Dachau. Obwohl er am 16. April 1945 an Fleckfieber erkrankte, erlebte er den Tag der Befreiung durch die amerikanischen Truppen am 29. April 1945. Über ihn meldet der Gestapobericht:

„Die Stapoleitstelle Kattowitz nahm folgende katholischen Geistlichen wegen Zugehörigkeit zur polnischen Widerstandsbewegung ‚AK‘ und Begünstigung von Banden in Haft: Pfarrvikar Josef Batarek (geb. am 30. 12. 12 zu Karwin, wohnhaft in Groß-Gurek), Pfarrer Thomas Kalfas (geb. am 30. 11. 13 zu Cleveland/USA, wohnhaft in Lipowitz) und Pfarrer Ludwig Koisar (geb. 12. 8. 88 zu Zbitkau, wohnhaft in Ustron). Die Ermittlungen in dieser Sache sind noch nicht abgeschlossen.“

<sup>28</sup> Zuweilen wird der Vorname auch mit Thaddäus angegeben.

<sup>29</sup> Boberach, S. 87z.

*„Blick in die Zeit“ bringt nachstehend zwei Stimmen aus dem Raum der evangelischen Theologie zu Gehör. Bei dem ersten Beitrag handelt es sich um Ausschnitte aus dem Jahresbericht, den Bischof D. Hans-Otto Wölber im Frühjahr 1976 auf der Synode der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate erstattet hat. Der zweite Beitrag ist dem Referat von Prof. Dr. theol. Walter Schmithals auf der jüngsten Bundestagung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU entnommen.*

### Zur Großwetterlage der Kirche

Dies ist der letzte Jahresbericht, den die Synode unserer bisherigen Landeskirche entgegennimmt. Natürlicherweise fragen wir uns nach den Signalen von morgen. Wir versuchen zu begreifen, vor welcher Transformation wir wirklich stehen. Dieses Fragen und Begreifen aber soll nicht ängstlich sein, sondern wie mit der Hand an den Pflug. Die Erde wird aufgebrochen für neue Saat.

Das Denken und Fühlen der Jugend ist ein Seismograph, und wir müssen uns fragen: Was begibt sich heute überhaupt? Jürgen Habermas hat gemeint, wir befänden uns heute in einer Phase der geschichtlichen Entwicklung, in der die Gestaltungskraft des Christentums immer mehr abnimmt. Die große Masse der Menschen könne nicht mehr aus dem völlig säkularisierten Alltagsbewußtsein heraustreten und auf tief verinnerlichte Gewißheiten zurückgreifen. Diese Diagnose stimmt so nicht, meine ich. Die Großwetterlage stellt sich anders dar. Der Säkularismus, der sich als messianisch empfand, das heißt als endgültig und im Sinne definitiver Erkenntnis und Problemlösung, geht seinem Ende entgegen. Der Messianismus des naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters zerbricht. Man fordert heute, wenn auch hilflos, neue Grundwerte. Die Systeme in Ost und West, die sich als Träger des Sinnes der Geschichte verstanden, können unsere Lage nicht mehr deuten. Wir entdecken zum Beispiel mehr und mehr, daß die zum Säkularismus gehörende Trennung von Wissenschaft und Technik einerseits und Ethik andererseits uns in eine Katastrophe führen kann. Wir ahnen, daß der erstrebte soziale Ausgleich in unserer Gesellschaft von seiner Verbindung mit dem kommerziellen und industriellen Wachstumsgedanken gelöst werden muß. Nur wenn wir ärmer sind, können wir gerechter sein, das heißt aber, ein neuer Lebensstil überhaupt wird notwendig.



Wir leben spürbarer im Bewußtsein der Fragwürdigkeit unserer Epoche. Wir empfinden ein existentielles Vakuum. Ein Teil unseres Menschseins findet keine Antwort. Äußere Krisen rütteln darüber hinaus an uns.

Nun bin ich zwar der Überzeugung, daß die naturwissenschaftlich-technische Zivilisation unumkehrbar ist, aber ihre Mangelercheinungen werden deutlicher. Kompensationsbedürfnisse entstehen, und zwar nach der negativen Seite hin in bedrückend zunehmender Abhängigkeit von Drogen und Alkoholismus. Vielleicht ist die kultivierte Wehmut der Nostalgie auch ein Symptom. Möglicherweise deutete sich schon in der Jugendrevolution Ende der 60er Jahre, so gesellschaftspolitisch sie sich gab, der verzweifelte große Traum von einem wahreren Leben in ihren utopischen und alles in Frage stellenden anarchistischen Elementen an. Was steht dahinter, wenn man heute so viel von Meditation spricht, was, wenn synkretistische Sekten Anklang finden und ein Interesse an fernöstlichen Religionen vorliegt? Das alles ist eine sehr diffuse, aber auch sehr breite Front kompensatorischer Akte angesichts einer tiefempfundenen Unwirklichkeit.

Wenn ich dieses auf den kirchlichen Bereich einenge, so sind plötzlich neue Stichworte da wie Spiritualität und Kontemplation. Neue Aufmerksamkeit gilt den enthusiastischen charismatischen Bewegungen der Christenheit in der weiten Welt.

Offensichtlich bricht sich etwas Bahn. Landesbischof Claß, der Ratsvorsitzende der EKD, sagte auf der Generalsynode in Freiburg: „Die Kirche hat sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu einer Fülle gesellschaftlicher und politischer Probleme geäußert und gewiß wesentliche Einsichten vermittelt. Jetzt ist es an der Zeit, in einer Art Umkehrung der Expansion die Kräfte stärker als bisher auf den geistlichen Aufbau der Gemeinde zu konzentrieren. Ich rede keinem weltfremden Spiritualismus das Wort, sondern einer verstärkten evangelischen Spiritualität.“

Nach meinem Eindruck fahndet man tatsächlich nach einer Expansion nach innen. Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß das technisch-wissenschaftliche Zeitalter paradoxerweise nur mit einer neuen Mystik durchzustehen ist...

Ich glaube, die meisten Menschen werden sich nicht mit der sie sinnlos umgebenden Leere abfinden. Kann es denn unsere menschliche Wahrheit sein, wenn der Philosoph der Naturwissenschaft, wie etwa Jacques Monod, sagt, daß wir Menschen allein einem System biologischer Notwendigkeit und einigen unerklärlichen Mutationszufällen entstammen? Er meinte:

„Unsere Losnummer kam beim Glücksspiel heraus.“ Wir seien „Zigeuner am Rande des Universums, das für des Menschen Musik taub und gleichgültig gegenüber seinen Hoffnungen, Leiden und Verbrechen“ ist. Was wäre das für eine Menschenwelt, in der man die Natur wie einen Selbstbedienungsladen betrachtet, um immer etwas zu produzieren und um es dann zu konsumieren, selbst schließlich eine Art Wegwerfartikel. Da dies im großen und ganzen die „Schau“ ist, beginnt und hat schon lange begonnen das Leiden an einem existentiellen Vakuum.

Zu des Menschen Wesensnatur gehört nämlich, was beispielhaft schon im Kindheitsstadium geschieht. Er braucht eine Bezugsperson. An ihr lernt er, ob er vertrauen kann oder sich verteidigen muß. Hier entsteht die Lebenseinstimmung als Hoffnung oder Resignation und Agression. In der Schöpfung ist es so gefügt, daß der Mensch von der kreatürlichen Mutterliebe her die wahre menschliche Einstimmung erfährt. Wenn er aber eines Tages Vater und Mutter verläßt, so geht doch das Mysterium der Bezugsperson immer mit ihm. Das ist unser seelisches Schicksal. Immer fahnden wir nach der Instanz. Der Mensch hofft, daß sie ihm sagt: Fürchte dich nicht! Er sucht das Urvertrauen.

Nun habe ich hier nicht religionspsychologisch, sondern theologisch zu argumentieren, also im Sinne der christlichen Rede von Gott, wie wir sie Jesus Christus verdanken, nämlich von Gott, der das Verlorene sucht und der sich erbarmt, wie sich ein Vater über Kinder erbarmt. Ich wollte aber andeuten, es könnte so sein, daß die menschliche Vernunft, die uns so weit vom Glauben weggeführt hat, uns auch, wie Ernst Jünger einmal meinte, zum Glauben zurückführt, nämlich in der Erfahrung unserer unbedingten Angewiesenheit.

Dies bedeutet freilich in dem normalen pragmatisch orientierten Erscheinungsbild unseres Lebens heute einen hohen geistigen Anspruch. Viel eingehender als bisher müssen wir nach den Bedingungen religiöser Bildung forschen. In ihrem Kern wäre sie eine fundamentale Kritik an der säkularistischen Abgeschlossenheit der naturwissenschaftlich-technisch interpretierten Welt. Offensichtlich ist auf dieser Ebene die Theologie ins Abseits geraten. Unsere Lage verlangt von uns ein neues theologisches Temperament. Wir haben uns überwiegend mit der Korrektur der Nöte in dieser Welt und zuwenig mit dem Geist der Zeit befaßt, der nun selbst zunehmend und auf seinem Grunde in Unruhe gerät.

## Menschliche Identität als wahre Humanität

So hart es klingen mag: Angesichts der biblischen Anthropologie bedarf nicht die Tatsache der Ungleichheit der Menschen, sondern die Forderung nach Gleichheit der Legitimation. Die Gleichheitsideologie ist nicht Zeichen des Christlichen, sondern Anzeichen der Säkularisierung, des Verlustes von Transzendenz samt des im Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer und Erlöser begründeten und ermöglichten Ja zu der Personalität und der Identität der Verschiedenen.

Das egalisierende Denken ist deshalb so verführerisch, weil es so moralisch ist. Es arbeitet mit dem Begriff „Gerechtigkeit“ und erklärt die Ungleichheiten für ungerecht. Wird aber Gleichheit mit Gerechtigkeit identifiziert, so fordert die Gerechtigkeit: Lieber alle gleich ungebildet als Bildungsunterschiede; lieber allgemeine Unfreiheit als freie und unfreie Völker nebeneinander; lieber alle gleich arm als ungleich reich usw. Das ist, moralisch gesehen, eine bestechende Argumentation, auch wenn man fragen muß, ob es denn gerecht sei, wenn man den Talentierten im Namen der Gleichheit die Kastration ihrer Talente zumutet.

Aber das biblische Menschenbild versagt sich solchem moralischem Denken überhaupt. Das Neue Testament nennt die Gnade Gottes, die den unterschiedlichen Menschen ohne Unterschied gilt, „Gerechtigkeit Gottes“. Im Lichte dieser Gnade erwartet es die Identität der Ungleichenen, die jedem das Seine abverlangt und zukommen läßt und den Wert des einzelnen danach bemißt, ob er mit seinem Pfunde wuchert. „Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel anbefohlen ist, von dem wird man viel fordern“ (Lk 12, 48). Desgleichen hat auch die Witwe in ihrem Scherflein ihre Identität (Mk 12, 41 ff.) und der unter die Räuber Gefallene darin, daß er sich helfen läßt (Lk 10, 30 ff.). In diesem Sinne soll jeder auch sein eigenes Werk prüfen (Gal 6, 4), nicht das des anderen. Darum auch gilt der Neid dem biblischen Denken als eine Wurzel vielen Übels und als „Eiter in den Gebeinen“ (Spr 14, 30).

Die gesellschaftlichen Strukturen sollen jeden zur Entfaltung seiner Talente und Gaben ermutigen, und zwar nicht nur im Interesse aller, sondern auch um der eigenen Identität willen, damit die Würde des Menschen nicht nach der Summe dessen bemessen wird, was er an gesellschaftlichem Nutzen einbringt, sondern danach, ob sein Handeln seinen Fähigkeiten entspricht.

Egalitäres Denken demütigt die Schwachen, weil sie denen, die mehr leisten, nicht gleich sein können: die Jungen und die Alten, die Leistungsschwachen

und die Behinderten, die Unbegabten und Kraftlosen, die Dummen und Faulen. Ihnen gegenüber gewinnt das auf menschliche Identität bedachte Wort des Paulus, den schwächsten Gliedern gebühre besondere Ehre (1 Kor 12, 12 f.), unmittelbare politische Relevanz.

Auf dem Grund des biblischen Menschenbildes kann deshalb eine Leistungsideologie nicht erwachsen: Der Mensch darf nicht auf Grund der bloßen Summe seiner Werke identifiziert werden. Aber das christliche Menschenbild tendiert auf Leistung als Verwirklichung der jeweiligen Möglichkeiten jedes einzelnen Menschen.

Dem Neuen Testament ist der Gleichheitswahn insgesamt und auch in materieller Hinsicht fremd. Selbst der Satz „Verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen“ (Lk 18, 22) ist von dem Prinzip „Jedem das gleiche“ weit entfernt. Er strebt keinen sozial egalitären Zustand an, sondern behaftet den Christen bei seiner Identität, für die das franziskanische Armutsideal freilich nur ein Modell ist. Dem christlichen Menschenbild entspricht nicht die Überwindung, sondern das Aushalten und die Fruchtbarmachung der Unterschiede: „Einer trage des anderen Last“ (Gal 6, 2) und „er schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe, zu geben dem Bedürftigen“ (Eph 4, 28). Das ist als ständige geschichtliche Aufgabe gemeint, ohne die der Mensch nicht Mensch bliebe. An die Stelle des im eigentlichen Sinne unmenschlichen Strebens nach Gleichheit tritt in Geben und Nehmen die Aufgaben des Ausgleichens.

Das Gewissen kann sich weder dabei beruhigen, daß angesichts der Individualität der Menschen die Unterschiede zwischen ihnen unvermeidlich gesetzt sind, noch dabei, daß man die angeblich gerechte Egalität anstrebe. Zwischen diesen beiden Polen gibt es für den Christen nur die unendliche, gewissenhafte Praxis des Ausgleichens, die selbst Teil des identischen Menschseins ist und die auf Gnade angewiesen bleibt, weil es zum Wesen der Liebe gehört, daß wir sie einander stets schuldig sind und deshalb selbst als Liebende schuldig bleiben (Röm 13, 8).

Das kann im politischen Raum nicht schrankenlose Liberalität bedeuten, sondern nur ein größtmögliches Maß an Freiheit bei gesellschaftlichem Schutz der Schwachen und sozialer Inpflichtnahme der Starken. Der soziale Ausgleich bedarf politischer Lenkung. Ein Wohlfahrtsstaat freilich, in dem verordnete Gleichheit die freie Initiative zu tätigem Fleiß und liebevollem Ausgleich lähmt, und eine daraus erwachsende Anspruchsgesellschaft, in der es Verpflichtung, geschweige denn Verpflichtung zur Freiheit nicht mehr gibt, widerspricht dem Menschenbild des Glaubens.

Ich versage es mir, das Thema „Menschenbild und Bildung des Menschen“ über die kritischen Anmerkungen hinaus, die ich machte, zu vertiefen. Der Zusammenhang von beiden liegt am Tage. Die Aufgabe selbst erscheint umfassender und dringender als seit langem. Es sieht aber so aus, als kehre die Vernunft langsam wieder in die Bildungspolitik zurück, auch wenn wir noch weit davon entfernt sind, den Scherbenhaufen der letzten Jahre abzubauen zu können; er wird vorerst noch wachsen. Aber die Grenzen des Bildungswachstums, also die Grenzen des Menschen selbst, werden deutlicher gesehen. Es besteht die Chance, die menschliche Identität als die wahre Humanität wieder zu entdecken und dementsprechend die Bildung des Menschen selbst zu allen Zielen der sogenannten Bildungsreform unterzuordnen. Zugespißt formuliert: Das Recht auf Dummheit und Faulheit ebenso wie das Recht auf Ausbildung elitärer Begabung sind humane Rechte; dagegen ist der von vielen Bildungspolitikern erweckte Eindruck, menschliche Identität gebe es nur vom Abitur an aufwärts, unmenschlich.

Ob die mit dem Gesagten exemplarisch angedeuteten politischen Implikationen des christlichen Menschenverständnisses ausreichen, Normen einer spezifisch christlichen Politik zu begründen und eine „christliche“ Partei zu rechtfertigen, lasse ich dahingestellt, halte aber meinen Zweifel aufrecht. Denn das Menschenbild des christlichen Glaubens wird ja nicht vom Glauben erst geschaffen, so daß man sich nur als Glaubender in ihm wiedererkennen kann; damit würde „christliche Politik“ in einen esoterischen Zirkel verbannt. Vielmehr bringt der Glaube an den Tag, was der Mensch, der zum Glauben gerufen wird, immer schon war, so daß er auch den Ruf zum Glauben verstehen kann. Das marxistische Menschenbild ist also nicht nur unchristlich, es ist auch falsch. Deshalb dürfen politische Einsichten, die das biblische Menschenbild voraussetzen, durchaus auf weitgehendes Einverständnis rechnen.





## Buchbesprechungen

DIE CHRISTLICHE ESCHATOLOGIE, die Botschaft und Lehre von den „letzten Dingen“, wurde bis in die jüngste Vergangenheit hinein überwiegend individualistisch, lediglich den einzelnen Menschen betreffend, und darum verengt dargeboten. Die „letzten Dinge“ waren dabei: Tod, Gericht, Himmel und Hölle. Das hat sich im letzten Jahrzehnt auch im Bereich der katholischen Kirche und ihrer Theologie erheblich geändert. Eschatologie ist ein Modewort und ein Modefach geworden. Die durchaus begrüßenswerte Wende wurde in besonderem Maße angestoßen durch säkularistische, innerweltliche Eschatologien wie z. B. die Lehre des Kommunismus von der klassenlosen Paradiesgesellschaft, die durch die Diktatur des Proletariats bewirkt werden soll. An innerkirchlichen Anstößen ist das II. Vatikanische Konzil mit seinem Begriff von der Kirche als dem pilgernden Gottesvolk besonders zu erwähnen.

Die inzwischen erschienene Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema Eschatologie macht es indes nicht leicht, sich auf diesem Felde zurechtzufinden. Deshalb verweist man gerne auf ein Buch, das in dieser Hinsicht eine echte Hilfe bietet: „Perspektiven der Eschatologie“ von Dietrich Wiederkehr. Der Verfasser, der bis 1974 Professor für Dogmatik an der Universität Fribourg war und seither an der Theologischen Fakultät Luzern doziert, bezieht in sein Werk alle wesentlichen und aktuell gewordenen Fragen zum Thema der christlichen Eschatologie ein: die eschatologische Betrachtung und Aufschlüsselung der Gestalt und des Wirkens Christi, die für ihn selbstverständlich grundlegend ist und darum am Anfang steht; das Verhältnis von innergeschichtlicher, d. h. vom Menschen entworfener und zu verwirklichender Zukunft, zur absoluten Zukunft Gottes; von Eschatologie und Freiheit; von der Überlagerung, dem Ineinander der Zeiten (Vergangenheit, Zukunft) in der christlichen Eschatologie; die Situation und Funktion der Kirche „zwischen den Zeiten“; der einzelne Christ im Horizont der Eschatologie; die Möglichkeit eschatologischer Realisierungen, eschatologischen Handelns schon in der Zeit; die

rechte Art christlicher Hoffnung (individuell-personal und solidarisch); der Bezug zwischen eschatologischer Zukunft und jeweiliger Gegenwart.

Was das Buch vor allem auszeichnet, ist neben seinem sachlichen Gehalt, der Information also, die es vermittelt, die sorgfältige Begründung und ausgewogene Art der Gedankenführung, und das ist wichtig bei einer Thematik, in der man leicht auf allzu üppige Spekulationen und Positionen eines extremen Entweder-oder trifft. Der Wille zur Ausgewogenheit tritt in allen Kapiteln wohltuend hervor, besonders aber bei der Erörterung des Verhältnisses von innergeschichtlicher und absoluter, von Gott in Jesus Christus eröffneter Zukunft. Die in ihm eingenommene Position, die im Grunde das ganze Buch trägt und bestimmt, findet ihren Ausdruck in den dialektischen Begriffen von Kontinuität und Diskontinuität. Das bedeutet einmal, „daß die Zukunft nicht nur das Ergebnis einer einsamen autoritären Geschichte Gottes sein wird, sondern auch das Ergebnis und die Frucht menschlicher Entscheidungen darstellt“ (S. 261), daß wir also auf eine Kontinuität zwischen unserem menschlich-schöpferischen Handeln während des irdischen Lebens und dem „neuen Himmel und der neuen Erde“ Gottes hoffen dürfen. Zugleich aber gilt: „Gottes Treue schließt Diskontinuität nicht aus, nicht für Jesus seinen Sohn, dann sicher auch nicht für die an ihn Glaubenden, die in seinem Geist Lebenden und Handelnden. Diese müssen sich auf die gleiche Diskontinuität gefaßt machen ...“ (S. 265). Das aber heißt: Die absolute Zukunft, die Gott für Mensch und Welt bereitet, ist nicht einfach das gradlinige Ergebnis einer immanenten Wirksamkeit und Entwicklung von Mensch und Welt — etwa auf den Punkt Omega hin, wie Teilhard de Chardin sagt — sondern bleibt immer zutiefst freies Gnaden Geschenk Gottes in Jesus Christus.

*Dietrich Wiederkehr, Perspektiven der Eschatologie, Zürich-Einsiedeln-Köln 1974: Benziger Verlag, 320 S., br., DM/Fr. 36,80.*

E. Monnerjahn

„KIRCHE UND BEFREIUNG“ HEISST ein im vergangenen Jahr bei Pattloch erschienener Band mit Beiträgen von verschiedenen Autoren, den der Bischof von Essen, Franz Hengsbach, mit einem Beitrag „Befreiung durch Christus — wovon und wozu?“ eröffnet. Hengsbach will den berechtigten Kern zu dem Thema Befreiung herauschälen aus falschen, einseitigen oder schiefen Vorstellungen. Demgegenüber muß er die eigentliche spezifische Sendung der Kirche genauer umreißen. Weil die Heilsbotschaft Christi den ganzen Menschen im Blick hat, geht es vor allem um die innere Freiheit des Menschen, durch die der Mensch im Grenzfall sogar sich in Freiheit in die äußerste Unfreiheit begeben kann (S. 21). Erlösung ist Befreiung von Sünde und Schuld, die erst den Menschen frei macht, um sich für die berechnete, allseitige Freiheit anderer einsetzen zu können.

Im zweiten Beitrag läßt Anton Rauscher die Vertreter der Theologie der Befreiung auftreten, so Jan Hermanns, Hans Kessler, Adolf Exeler, Bernhard Olivier, Gustav Gutiérrez. Schon in der kurzen Charakterisierung der Ideen der Vertreter der Theologie der Befreiung wird ihre Fragwürdigkeit deutlich, vor allem tritt die theologische Seichtheit zutage. Das gilt auch von H. Kesslers Gedanken zu dem Fragenkreis. Rauscher stellt kritische Fragen an die Theologen der Befreiung, wengleich er zugibt: „Nun ist sicherlich das Anliegen der Theologie der Befreiung ernst zu nehmen“ (S. 36). Aber dann stellt er doch fest: „Nicht so sehr vom Anliegen, sondern von ihrer Begründung und Zielsetzung her weckt die Theologie der Befreiung Bedenken“ (S. 37). „Der marxistische Interpretationsfilter“ ist für Rauscher der Stein des Anstoßes, auf den er hinweist: „In Lateinamerika neigt die Theologie der Befreiung dazu, die marxistische Gesellschaftsanalyse und Geschichtsdeutung einfach zu übernehmen und sie als christlich zu deklarieren“ (S. 42).

Der dritte Beitrag ist von Weihbischof Alfonso López Trujillo: „Die Theologie der Befreiung in Lateinamerika — Erfolg oder Mißerfolg“. López Trujillo erkennt an, daß es bisher mangelt an einer ersten und abgewogenen theologischen Abklärung zu den Fragen der sozialen und wirtschaftlichen Unfreiheit der Völker Süd-

amerikas. „Es ist leichter und angenehmer, einen theologischen Entwurf zu billigen, als — was weniger sympathisch ist — eventuelle Mängel aufzuzeigen“ (S. 49). López Trujillo erklärt sich mit den allgemeinen Zügen der Theologie der Befreiung in „voller Übereinstimmung“ (S. 48). „Theologie von der Wirklichkeit aus“ scheint López Trujillo bedeutungsvoll in der lateinamerikanischen Theologie der Befreiung. „Die Materie oder der Gegenstand des Denkens dieser Theologie ist die Wirklichkeit, verstanden sowohl als gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Diagnose wie als Praxis des Lebens der Kirche“ (S. 51). Man vermißt dann aber in López Trujillos weiteren Ausführungen etwas Greifbares zu der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Wirklichkeit, etwa zu ihren historischen Ursachen, oder ihren ethnologischen Bedingungen, oder den feudalherrschaftlichen Zwängen, die nach den Befreiungskriegen gegen Spanien oder Portugal am Anfang des vergangenen Jahrhunderts von einer kleinen Oberschicht — den Kreolen — aufgezwungen wurden und bis in unser Jahrhundert wirklich soziale Befreiung der Massen verhindert haben.

Die Konferenz von Medellín, so meint López Trujillo, habe „die Anhaltspunkte für eine Perspektive der Befreiung, die in eine Glaubensanschauung über die Wirklichkeit eingebettet ist“, gegeben (S. 53). Die Texte von Medellín sind theologisch nicht schlecht gemeint, aber nicht ausgewogen. Was sie etwas illusorisch erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß die Kirche und das lebendige Christentum in allen Ländern Lateinamerikas viel kleiner und einflußarmer ist, als man es aufgrund des geschichtlichen Traditionsstranges von Spanien und Portugal her vermuten möchte. Wenn in einem Lande nur etwa 10 oder 15 % der Bevölkerung durch die pastorale Betreuung der Kirche erfaßt werden, nützen Proklamationen nicht viel — gerade weil man die Wirklichkeit einberechnen muß, hier die pastorale. Wenn die kirchliche Heilsbotschaft nach Hengsbach und Rauscher zuerst und vor allem anderen religiös-sittliche Verkündigung sein muß, so wird deren Auswirkung auf die Überwindung sozialer Mißstände und Ausbeutung christlich nur in dem Maße

Erfolg haben, als die Kirche sich selbst in ihrem spezifischen Bereiche erneuert und hier stark wird und mehr Menschen in ihren Sog hineinzieht. Alfonso López Trujillo hält sich nur schwer im Rahmen jener Darlegungen oder Kritiken an der Theologie der Befreiung, wie ihn vorher Hengsbach und Rauscher abgesteckt haben. Doch fällt López Trujillo keineswegs in das Klischee „marxistischer Interpretationsfilter“ (Rauscher). Aber er sieht auch nicht genügend die Wurzeln der Unterentwicklung, wie sie aus der Struktur der lateinamerikanischen Völker selbst zu erklären wäre: „Die Ursache der Unterentwicklung Lateinamerikas ist die Entwicklung der kapitalistischen Länder. Die wirtschaftliche, politische und soziale Abhängigkeit unserer Völker findet ihre Erklärung in der Ausbeutung von seiten der Herrscherländer“ (S. 75). Trotz des Gesagten distanziert sich López Trujillo von allen extremen Auffassungen. Gegenüber manchen Geistern oder Gruppen betont López Trujillo: „Es wäre wohl der Mühe wert, daß das Lehramt der Kirche mehr berücksichtigt würde, sowohl in Punkten dogmatischen Charakters wie denen, die an die wirtschaftliche und politische Problematik grenzen“ (S. 89).

Im vierten Beitrag behandelt Roger Vekemans „Die lateinamerikanische Theologie der Befreiung (Ein Literaturbericht)“. Wir stimmen Roger Vekemans zu, wenn er schreibt: „Ob man nun über die einschlägige Literatur ein positives oder ein negatives Urteil fällt, man kommt nicht darum herum, sich mit ihr vertraut zu machen“ (S. 104). Vekemans will „einige bibliographische Hinweise als Leitfaden in die Hand geben“ (S. 104). Obwohl die eigentlichen schiefen und bedenklichen ideologischen Grundlagen der Theologie der Befreiung bei europäischen Theologen liegen, gilt doch der Satz von Vekemans: „Die Theologie der Befreiung ist nicht nur faktisch lateinamerikanisch, sondern sie agiert vor allem, man möchte fast sagen, aus kontinentalem Nationalismus heraus“ (S. 104). Wer den Beitrag von Vekemans liest, bekommt ein Bild des gigantischen Gärungsprozesses lateinamerikanischer junger Völker.

Der letzte Beitrag von W. Weber geht über das Thema: „Marxismus — ein für Kirche und Theologie annehmbares ge-

sellschaftskritisches Interpretament?“ Weber läßt unmißverständlich wissen, wo die Gefahren und offenen Irrtümer der Theologie der Befreiung auf dem Gebiet des Sozialen, Gesellschaftlichen und der Theologie selbst liegen. Seine Kritiken weiten sich bald aus auf die lateinamerikanischen Vertreter der Theologie der Befreiung: „Warum konnte es in einigen Ländern Lateinamerikas eine ‚Theologie der Befreiung‘ unter eindeutig marxistischen Vorzeichen geben? Ist das Einschwenken vieler ‚Befreiungstheologen‘ auf Marxismus und Klassenkampf nur Ausdruck eigener Phantasielosigkeit?“ (S. 134). Allerdings sieht Weber die geistigen Wurzeln solcher Entgleisungen auch in europäischen Denkern und Theologen. Man lese nur die Seiten 127—129, um die weiteren Zusammenhänge verirrter Theologenmentalität aufzunehmen. Dazu reicht hier nicht der Platz. Weber ist ebenso Fachmann wie Rauscher auf dem Gebiete der kirchlich-christlichen Soziallehre. Darum kann er auch die eigentlichen Divergenzpunkte zwischen ihr und bedenklichen Erscheinungen in der Theologie der Befreiung herausstellen. Marx, Gustav Gundlach, Pius XI., Johannes XXIII. und Paul VI. werden gegenübergestellt und Falsches wird vom Richtigen geschieden. Dabei kann er darauf hinweisen, daß es zwischen den falschen Positionen des Marxismus und Neomarxismus auf der einen Seite und den zwielichtigen bis falschen Auffassungen mancher Theologen auf der anderen Seite auch für die Praxis andere Lösungen gibt, die weitgehend die Klassen angenähert haben. Das weist er vor allem an dem Industriestaat Deutschland auf. Weber weist auch nach, daß Paul VI. die Lösung der sozialen Spannungen zwischen den Klassen anders und realistischer sieht, als es bei Johannes XXIII. der Fall war.

Das Buch „Kirche und Befreiung“ zeigt wieder einmal deutlich, wie alle Maßstäbe verloren gehen, wenn die Theologen nicht Lehre von Gott (das ist Theologie) betreiben wollen, um von dorthin zu zeigen, wie menschliche Belange anzugehen sind, damit das Christentum sich auch in der Praxis auswirken kann, ohne selbst substanzlos zu werden. Vor allem zeigt das Buch deutlich, daß man an einer christlichen Gesellschaftsordnung heute

und in der Zukunft nur mit Aussicht auf Erfolg arbeiten kann, wenn man den neuen Menschen schafft und daran arbeitet, der Baustein einer auch neuen Gemeinschaft sein soll. Hier liegt aber das proprium und specificum der religiösen Sendung der Kirche (und Schönstatts). López Trujillo zitiert in ähnlichem Sinn an entscheidender Stelle seines Beitrages Gedanken von Medellín über den neuen Menschen: „Vor allem wird es keinen neuen Kontinent geben ohne neue Menschen, die sich im Lichte des Evangeliums frei und verantwortlich wissen (Justicia, Nr. 3)“. Ob er und Medellín allerdings diesen neuen Menschen im gleichen Sinne wie Schönstatt verstehen, ist sehr zweifelhaft.

*Franz Hengsbach und Alfonso L. Trujillo (Hrsg.), Kirche und Befreiung, Aschaffenburg 1975: Patiloch Verlag, 114 S.*

B. Schneider

HEILIGENLEBEN SIND HEUTE KAUM mehr gefragt. Ob es nicht daran liegt, daß sie nicht selten von den entsprechenden Autoren schlecht geschrieben waren, so daß die Heiligen selbst in schlechten Ruf geraten sind? Stellen wir uns einen jungen idealistischen Menschen vor, der eine neue Gesellschaft ersehnt, der sich einsetzt für andere, der ganz auf sich verzichten kann, um anderen zu helfen, der gegen das Establishment angeht, der also gegen den Strom der Masse zu schwimmen fähig ist, der sich als „Revolutionär“ des Guten und voller Selbstlosigkeit versteht und dann doch die Weite hat, andere anders sein zu lassen. Ist das nicht eigentlich die Sehnsucht vieler heutiger unruhiger Geister? Und wenn er diesen Menschen auch als jungen Menschen gäbe, der dynamisch, optimistisch und unentwegt anderen mit dieser Art zur Verfügung stehen würde, dann wäre das zwar noch nicht unbedingt ein Heiliger, außer er wäre das alles aus religiöser Ergriffenheit. Vielleicht wäre das Religiöse viel anziehender für den heutigen Leser, wenn es weniger aufdringlich, dafür aber auch auf dem Um-

wege menschlicher Qualitäten, natürlicher Vitalität und jugendlicher Begeisterung für echten Dienst an den Menschen dargeboten würde. Und dann braucht es ja nicht gleich ein Heiliger zu sein. Wir wären ja oft schon zufrieden, wenn das Numinose (Religiöse) menschlicher, natürlicher und somit greifbarer auftreten würde für den „Normalverbraucher“. Ganz auf diese Erwartungen des heutigen Menschen ist die Biographie von Barbara Kast aus der Feder des argentinischen Schönstattpaters Stephan Uriburu abgestimmt. Es handelt sich um eine Abiturientin aus Chile, die in Deutschland 1950 geboren wurde, bevor sie mit ihren Eltern nach Chile auswanderte. Das junge Mädchen starb 1968 an einem Autounfall.

Barbara Kast besaß alle natürlichen menschlichen Eigenschaften, war dynamisch, begeisterungsfähig, leidenschaftlich, hatte viele stille „Verehrer“, besaß Führertalente, die sie unter ihren Bekannten einsetzte. Ihr ungebrochener Idealismus ließ sie auch das Religiöse tief erleben, so daß sie als Achtzehnjährige schon eine geheimnisvolle Anziehung auf ihre Umgebung ausübte. Pater Uriburu läßt sie oft selbst sprechen aus ihren Tagebuchaufzeichnungen. Hier ist menschlich-jugendtümliches Empfinden durch religiöses Denken zur vollen Entfaltung gelangt, während die gleiche Religiösität ungemein menschlich warm den Leser berührt.

Barbara Kast mündete im letzten Jahre ihres jungen Lebens ein in die Geisteswelt Schönstatts und strahlte diese auf eine so natürliche Weise aus, daß das Buch einem Genuß bereitet. Hier ist Schönstatt Leben, Liebe, Charme und Dienst an anderen. Hier wird Fraulichkeit und Mädchenhaftigkeit in ihrer ganzen Schönheit dargeboten. Man kann dem Autor nur gratulieren für dieses Lebensbild. Für 16–17jährige Mädchen ist es eine ausgezeichnete Hilfe auf dem Weg ins Leben.

*Esteban J. Uriburu, Tabernakel Gottes — Barbara Kast 1950–1968. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. J. Oberwiler und P. Vautier, Vallendar-Schönstatt 1976: Patris-Verlag, 176 S., DM 11,00.*

B. Schneider